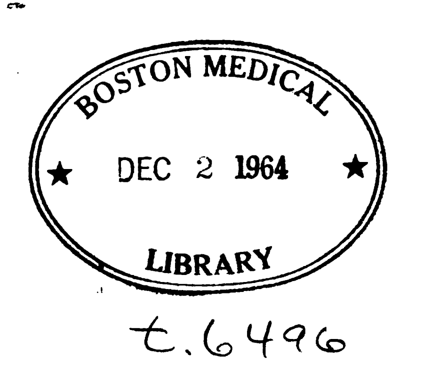

HC 36AP U
Digitized by Google

16



Der Aerztestreik

Roman aus dem Leben

von

S. Luss



1906
Druck und Verlag der Dr. H. Haas'schen Buchdruckerei, G. m. b. H.
Mannheim



Im Salon, im Herrenzimmer, im anstossenden Wintergarten und allen Räumen der Villa der Familie Rüdiger war die ganze Dienerschaft beschäftigt mit den Anordnungen für die auf heute Abend angesetzte Festlichkeit. Das war jedes Jahr das grösste Ereignis der mittelgrossen Stadt und jede Familie, die im geringsten Anspruch hatte, zur Gesellschaft gezählt zu werden, war stolz darauf, wenn sie zu dieser Abendgesellschaft mit Nachtessen, Hausball usw. bei Kommerzienrats eingeladen war.

Herr Rüdiger, der Inhaber der grossen Brauerei, war der einzige Kommerzienrat der Stadt und so verstand man unter Kommerzienrats schlechtweg nur die Familie Rüdiger. Noch vor 30 Jahren hatte der Vater der Frau Kommerzienrat eine ganz

kleine Brauerei und eine gewöhnliche Fuhrmannskneipe. Die jetzige Frau Kommerzienrat war noch gar nicht stolz, sondern half als einzige Tochter in der Wirtschaft bei Bedienung der Gäste und machte ein freundliches Gesicht, wenn sie einem Gaste ein Glas Bier oder für 10 Pfg. Schnaps zu bringen hatte. Dann trat Wilhelm Rüdiger als Braugehülfe ein, heiratete die einzige Tochter, braute ein ausgezeichnetes Bier und zeigte sich als so tüchtiger Geschäftsmann in der Reklame, im Verschleiss und in der Verwaltung, dass nach einem Dezennium schon eine weltbekannte Firma in einem Riesenunternehmen mit Hunderten von Angestellten und Arbeitern geschaffen war.

Es ist wohl selbstverständlich, dass Herr Rüdiger bald in den Gemeindeangelegenheiten und in allen Kassenverwaltungen der Stadt die tonangebende, herrschende Person war, denn fast jeder in der Stadt hatte direkten, oder indirekten Nutzen von dem die Industrie der Stadt beherrschenden Hause. Herr Rüdiger war auch ein eifriger Jäger und als Mitpächter der Jagdgesellschaft, welche die Jagd der grossen städtischen Feldmark gepachtet hatte, lud er die Offiziere der benachbarten Garnison und die Beamten der nächsten grossen Stadt zu den Treib-

jagden ein und war ein so freigebiger, gastfreier Jagdherr, dass er bald in den höheren Kreisen der Provinz auch gesellschaftlich eine Rolle spielte. Es war deshalb nicht zu verwundern, dass er den Kommerzienratstitel erhielt, zumal er sich auch politisch für die Regierungspartei betätigte.

Da es Kommerzienrats an der wissenschaftlichen Bildung fehlte, die in den Kreisen, wo sie jetzt verkehrten, vorausgesetzt wird, gab es im Anfang einige Gelegenheiten, wo dieser Mangel in etwas lächerlicher Weise hervortrat. Bei dem ersten Jagdfrühstück, das im Hause des Kommerzienrats den Offizieren gegeben wurde, kam auch die Rede auf einen reichen Onkel der Frau Kommerzienrat, der im nahen Gebirge eine an Hochwild reiche Jagd besass. Da sagte der Major, ein echter Norddeutscher: »Da werden wir dem juten Onkel einmal ins Revier rücken«. Die Frau Kommerzienrat antwortete darauf in aller Unschuld: »Da irren Sie, Herr Major, es ist kein Judenonkel, er ist evangelisch«. Jetzt nach zwanzigjährigem Verkehr waren der Frau Kommerzienrat alle Bewegungen, das ganze Benehmen ihrer Gesellschaftskreise geläufig und auch das Unterhaltungsgebiet, das ja in allen Kreisen so ziemlich eine gleichmässige Linie inne-

hält, war ihr bekannt und vertraut. Nur an der Uebertreibung der Vornehmheit und an der Hervorkehrung und überscharfen Betonung der Freundschaften und Bekanntschaften in höheren Kreisen und an dem zu grossen Wert, den man auf die Ehrbezeigung von Seiten der Nichtkommerzienratfähigen legte, konnte man erkennen, dass Reichtum und gesellschaftliche Stellung neueren Datums waren.

Der Herr Kommerzienrat Rüdiger hatte sich leichter in die Veränderung gefunden, weil es ihm weniger darauf ankam durch Vornehmheit zu glänzen; im Gegenteil, er betonte mit Vorliebe die kleinen Anfänge, aus denen er sich durch eigne Kraft emporgehoben und suchte nur zu glänzen durch Erzählungen von seiner Treffsicherheit als Jäger, von der Kunst des Bierbrauens und von der Schwierigkeit der Hebung eines kaufmännischen Betriebs. War er so in Gesellschaft Gleichgestellter ein jovialer umgänglicher Herr, so war er andererseits wie die meisten derartigen Kraftnaturen, die alles sich selbst zu verdanken haben, gegen seine Untergebenen oder gegen Leute, von denen er glaubte, Folgsamkeit erwarten zu dürfen, von einer so herrschsüchtigen Eckigkeit und Rauheit des Charakters, dass er auch

vor einer gewalttätigen Durchführung seiner Gedanken und Absichten nicht zurückschreckte.

Um den Leser gleich mit der ganzen Familie bekannt zu machen, will ich ihm auch Fräulein Marie, die einzige Tochter des Kommerzienrats Rüdiger vorstellen. Sie war jetzt 20 Jahre alt, gross, blond, von üppigen Formen, hatte schönes Gesicht, schönen Wuchs, sanfte, gutmütige, blaue Augen, hatte in den feinsten Pensionen alle Kenntnisse und Umgangsformen der höheren Gesellschaftskreise sich angeeignet und dabei den vom Vater ererbten Sinn für Einfachheit und Bescheidenheit beibehalten, aber auch den festen Willen und die Stärke des Charakters geerbt. Im ganzen war sie also eine schöne, liebenswürdige Dame und eine begehrenswerte Partie.

In unserer Geschichte wird auch Michael Roth, der Hausdiener bei Kommerzienrats eine Rolle spielen und dürfte deshalb der Leser geneigt sein, auch diesen in niedrigerem Range stehenden Bewohner des Rüdiger'schen Hauses kennen zu lernen. Michael Roth, der schon beim Vater der Frau Kommerzienrat Hausknecht gewesen, und der sich, wie seine Herrschaft, allmählich verfeinert hatte, machte sich geltend im Hause und in der Stadt. Bei der Frau Kommerzienrat galt er viel, weil er derjenige war, der ihr durch seine Ueberhöflichkeit und be-

dingungslose Untertänigkeit, die er gegen sie in Wort und Tat hervorkehrte, am meisten schmeichelte. Dem Herrn Kommerzienrat war er geradezu nützlich, weil er als Faktotum des stadtbeherrschenden Hauses in verschiedenen Vereinen Vorstandsmitglied war und so die Wünsche des Herrn Kommerzienrats, der gern überall die Hand im Spiele hatte, zur Ausführung bringen konnte.

Michael Roth war im Vorstand der Fabrikkrankenkasse, der Ortskrankenkasse, des Arbeitergesangvereins usw., übte also in den Arbeiterkreisen einen ziemlich bedeutenden Einfluss aus, wie seine Herrschaft in der höheren Gesellschaft. Er hatte alles abgeguckt, sowohl die Schmiegsamkeit, wo sie nützlich war, wie die gewalttätige Durchführung eines Planes, wo er ohne Schaden oder gar mit persönlichem Nutzen sein Ziel erreichen konnte. So allgemein man jetzt seine Gewandtheit anerkannte, erinnerte man sich doch in der Stadt mit vielem Vergnügen mancher Mängel seines Benehmens, als er im Anfang vom einfachen Hausknecht sich in den livrierten Herrschaftsdiener verwandelt hatte. Am glänzendsten hatte sich Michael Roths Unerfahrenheit gezeigt, als er im Anfang seiner Laufbahn als Herrschaftsdiener einem Schauspieler, der in der nahen

Grosstadt sein 50jähriges Künstlerjubiläum feierte, im Namen seiner Herrschaft einen Lorbeerkranz überreichen sollte. Er tat es in der sorgfältig eingeübten Haltung und mit den genau einstudierten Worten. Der Kranz wurde von der Frau des Künstlers, die zur Feier des Tages in schwarzseidenem Kleid herumging, abgenommen, doch blieb Michael auch nach der Erledigung seines Auftrags noch stehen und rührte sich nicht von der Stelle.

»Was wünschen Sie noch?«, fragte die Frau des gefeierten Künstlers.

Michael, dem bisher nur eine einzige Veranlassung zur Ueberreichung einer Kranzspende bekannt war, legte sein Gesicht in weiche Trauerfalten und bat mit sanftester Stimme: »Ach, Madam, dürft' ich einmal die Leich sehen?« Der joviale Künstler amüsierte sich darüber und dadurch wurde die Geschichte allgemein bekannt. Jetzt war er aber, wie gesagt, ein erfahrener gewandter Diener, der in der Stadt wie der Kammerdiener eines Fürsten einen gewissen Einfluss hatte und noch mehr anstrebte.

Nachdem der Leser die Bekanntschaft der Hauptinsassen der kommerzienrätlichen Villa gemacht hat, wolle er sich gefälligst erinnern, dass heute bei Kommerzienrats die »grosse« Einladung war, zu der auch

die Honoratioren der Stadt geladen wurden, die nicht zum intimen Verkehr bei Kommerzienrats zugelassen waren. Deshalb hatte die Frau Kommerzienrat einige für die Festlichkeit notwendige Besorgungen in der Stadt ausnahmsweise zu Fuss gemacht, damit Kutscher und Diener bei den Vorbereitungen zu den Empfangsfeierlichkeiten helfen konnten.

»Micha—eehl!« rief die Frau Kommerzienrat, die eben, vom Ausgang zurückkehrend, unbemerkt ins Zimmer trat.

»Hier, Frau Kommerzienrat!« rief Michael und stellte sich militärisch stramm vor seine Herrin.

»Wie lange soll ich denn noch mit Schirm und Paket stehen?«

»Verzeihung, Frau Kommerzienrat«.

Im Nu hatte er ihr den Schirm und das winzige Paket, das sie mitgebracht, abgenommen. »Warum bist Du vorhin einige Stunden nicht dagewesen, wo ich Dich so nötig brauchte?«

»Verzeihung, Frau Kommerzienrat, ich musste einer Vorstandssitzung in der Ortskrankenkasse beiwohnen, der Herr Kommerzienrat hatten es ausdrücklich befohlen.«

»War denn das eilig?«

»Sehr eilig, Frau Kommerzienrat.«

»Was geht denn vor, Micha—eehl?«

»Wir mussten den Doktors einen Beschluss notizieren.«

»Das hätte doch Zeit gehabt.«

»Morgen ist der erste, Frau Kommerzienrat und der Herr Kommerzienrat hatten befohlen, dass der Beschluss vor dem ersten notiziert wird.«

»Was habt Ihr denn eigentlich mit den Aerzten?«

»Michel!« brüllte ein Bierbass im Vorflur.

»Der Herr Kommerzienrat rufen.«

»Nun sage nur schnell, um was es sich handelt?«

»Die Doktors sollen nicht so viele teure Sachen verschreiben und sollen sich erst mit dem Kassenvorstand besprechen, wenn —«

»Michel, da soll doch ein Donnerwetter dreinschlagen, wenn Du nicht gleich kommst,« brüllte es wieder draussen.

»Geh' nur, Micha—eehl, der Herr Kommerzienrat werden ungeduldig,« sagte die Frau Kommerzienrat.

Michael stürzte hinaus und traf den Herrn Kommerzienrat, der ihm ungeduldig zurief: »Michel, komm mal gleich herüber in mein Privatkontor.«

Dort angekommen, liess Herr Rüdiger sich in seinem Schreibsessel nieder und Michael stand neben dem Pult.

»Warum hat Rendant Meier von der Ortskrankenkasse her telephoniert, dass ich Dich unbedingt zu einer Vorstandssitzung beurlauben muss, was ist denn vorgegangen?«

»Sie wollten nur wissen, ob die Aerzte von unserer Kasse gekündigt haben, denn die Aerzte, die in der Ortskrankenkasse angestellt sind, haben gekündigt.«

»Was? was sagst Du? gekündigt? da soll doch ein Donnerwetter dreinschlagen, wenn sie mir kündigen, nehm ich einfach andere.«

»Ja, aber —«

»Was aber?«

»Die Doktors haben gleich erklärt, dass kein hiesiger Arzt sich mehr von der Kasse anstellen lässt. Freie Arztwahl müsst sein und da werden sie es mit den Fabrikkrankenkassen wohl ebenso machen.«

»Freie Arztwahl, das geht nicht, das wird mir zu teuer. Was für einen Grund der Kündigung haben sie denn bei der Ortskrankenkasse angegeben?«

»Eine ganze Masse, ich weiss sie gar nicht alle auswendig.«

»Warum hast Du sie Dir denn nicht abgeschrieben?«

Michael lächelte schlau, griff mit wichtiger Miene in die Brusttasche seines Livreerockes und holte einen grossen Briefumschlag heraus.

»Herr Kommerzienrat, ich habe den Brief selber mitgebracht, der Rendant Meier meinte, der Herr Kommerzienrat müssten ihn lesen.«

»Gut, gib her.«

Er entfaltete den Brief, blickte oberflächlich darüber hin, dann sagte er:

»Die Einleitung schenk ich, ich will gleich die Gründe lesen. Aha! Numeriert!

»Erstens wegen unwürdiger Behandlung des Herrn Dr. Schmidt. Was ist denn das?«

»Ueber den Dr. Schmidt hatte sich ein Kassenmitglied beschwert und da hat der Rendant Meier den Herrn Doktor aufs Bureau bestellt und hat ihm das vorgehalten. Sie kennen ja den Rendant Meier, der ist ein bisschen hitzig und ist gegen den Herrn Doktor grob geworden.«

»Das wird so schlimm nicht gewesen sein.«

»Ne, Herr Kommerzienrat, aber die Doktors sind gleich so empfindlich.«

»Na weiter, zweitens wegen unberechtigter Kündigung des Herrn Dr. Walter. Warum habt Ihr denn dem Herrn Dr. Walter gekündigt?«

»Die Hauptsach war wegen dem Zimmergesell Holzer, der war krank und der Herr Dr. Walter hat gesagt, er wäre nicht krank, er solle arbeiten.«

»Na, darum kündigt man doch nicht, im Gegenteil.«

»Ja, die Frau vom Holzer ist ne Schwester vom Rendant Meier und dann hat Herr Meier schon immer ein bisschen Wut auf den Dr. Walter gehabt und hat alle Vorstandsmitglieder aufgehetzt.«

»Was habt Ihr denn für einen Grund bei der Kündigung angegeben?«

»Gar keinen, die Doktors sagen aber, das wäre der Grund.«

»Na, das geht mich nichts an, das mag die Ortskrankenkasse machen wie sie will; was ist aber das? Da steht ja auch drittens wegen unwürdiger Behandlung des Herrn Dr. Lang? Was ist denn dem geschehen? Das ist doch der geschickteste und beliebteste Arzt in der Stadt!«

»Das war wegen dem Sanitätsverein, da ist Rendant Meier auch im Vorstand.«

»Nun, was ist da gewesen?«

»Die Frau Metzgermeister Müller hat sich beschwert. Die Doktors gehen alle nicht gern zu ihr, weil sie alle Augenblick einen andern Doktor nimmt und auch so oft wegen garnichts den Doktor holen

lässt. Vorige Woche hat sie abends um 11 Uhr zum Dr. Lang geschickt. Er solle gleich kommen, ihr kleines Kind, was jetzt ein Viertel Jahr alt ist, tät so schreien und da hat der Doktor das Dienstmädchen gefragt: Wie lange schreit das Kind schon? und da hat das Mädchen richtig gesagt: O schon wenigstens 5 Minuten.«

»Nun, was hat der Herr Dr. Lang da getan?«

»Ei, er hat gesagt: Einen schönen Gruss an Frau Müller und sie sollt warten, bis das Kind wieder aufhört.«

»Ho, ho, ho, das ist nicht schlecht,« lachte der Kommerzienrat, fasste sich aber gleich wieder und frug ernst: »Na, und das Kind ist gestorben?«

»Ach ne, es war den anderen Tag ganz gesund, aber die Frau Müller hat sich beim Vorstand beschwert, weil sie so gut wie jeder Andere alle Woche ihre 20 Pfennig bezahlt, und da hat der Herr Meier dem Dr. Lang geschrieben, er sollt einmal aufs Bureau kommen.«

»Nun?«

»Ei, er ist garnicht gekommen, und da ist der Meier und ich zusammen zum Herrn Dr. Lang gegangen, ich hab noch extra meinen besten Sonntagsanzug angezogen, und wir wollten dem Herrn Dr. Lang in seiner Sprechstunde die Sach vorstellen; der

hat aber, wie wir nur von der Frau Müller angefangen haben, eh' wir drei Worte sagen konnten, gerufen: Meine Herren, die Sach ist erledigt und hat die Türe aufgemacht, und wie wir noch ein bisschen stehen geblieben sind, hat er gerufen: Bitte hinaus, der Folgende. Und alle, die im Wartezimmer waren, haben gelacht.«

»Das ist aber noch keine unwürdige Behandlung des Herrn Dr. Lang gewesen, es muss doch noch was Anderes sein?«

»Ja, der Herr Rendant Meier hat nachher in einer öffentlichen Versammlung über den Fall gesprochen und hat gesagt: Dr. Lang tät die Kassenmitglieder und Vereinsvorstände gleich unverschämt behandeln.«

»Das ist aber auch starker Tabak.«

»Ja, die Mitglieder waren auch alle wütend und haben Dr. Lang recht gegeben, denn er ist sehr beliebt.«

»Das geht mich nichts an, die Ortskrankenkasse mag zusehen, wie sie mit Herrn Dr. Lang fertig wird.«

»Die Hauptsach kommt noch, Herr Kommerzienrat. Die Kasse will auch den Naturheilkundigen Lorenz zur Praxis zulassen und anstellen. Das wollen die Doktors nicht haben.«

»Lorenz? Ist das der frühere Friseur Lorenz?«

»Jawohl, der heilt jetzt alle Krankheiten mit Wasser.«

»Bleibt mir vom Leib mit Wasser und auch mit dem Lorenz, der sauft ja Schnaps. Geht weg, was soll der Lorenz verstehen! Auf einmal hat er aufgehört zu rasieren und nun will er Doktor spielen!«

»Herr Kommerzienrat, der Rendant Meier sagt, er wär sehr geschickt und Spezialist für Venenentzündung. Er ist auch der Vetter vom Lorenz seiner Frau und möcht den Lorenz gern was verdienen lassen.«

»Geh weg, ich hab genug für heut, uns werden die Aerzte wohl ungeschoren lassen, ich lass mir in meinen Betrieb nicht hineinreden. Geh Du nur jetzt an Deine Arbeit.«

»Jawohl, Herr Kommerzienrat,« sagte Michael dienstbeflissen und entfernte sich.



II.

Es war Abend geworden; alle Räume der Villa waren hell beleuchtet, und die Gesellschaft war schon ziemlich vollständig versammelt. Kommerzienrat Rüdiger hielt sich in der Nähe des Eingangs zum Salon, um seine Frau bei der Begrüssung der Neuankommenden zu unterstützen. Die Damen hatten alle ihre kostbarsten Toiletten an und Brillanten und Goldschmuck bis zur Ueberladung angelegt, obgleich doch Jede der Anwesenden von der Andern genau den Bestand der Schmuckschatulle auswendig hätte herrechnen können. Eben trat eine hochgewachsene Dame mit angegrautem Haar und schmalen, vornehm durchgeistigten Gesichtszügen in Begleitung eines sie um Kopflänge überragenden, breitschultrigen jungen Mannes ein. Die Kleidung der Dame war einfach und modern; ein schwarzes Voilekleid mit Jet besetztem Spitzenkragen und am Halse mit einer einfachen Brillantnadel geschlossen, die weniger durch den Reichtum an Brillanten als

durch die Besonderheit der Form bemerkt wurde. Es war ein goldner Pfeil mit einem grössern Diamanten in der Mitte des Schaftes, in dessen Spitze ein kleiner Diamant versenkt war und auf dessen hinterm gefiederten Teile ein kleiner, wasserheller Diamant sass, der wie ein Tautropfen glitzerte.

»Ah, Frau Amtsrichter, freut mich sehr, wie geht es Ihnen?« begrüsste sie Kommerzienrat Rüdiger und überliess sie dann der Unterhaltung seiner Frau, während er den Sohn der Frau Amtsrichter, den praktischen Arzt Dr. Lang, durch einen einfachen herzlichen Handdruck begrüsste wie einen vertrauten Bekannten. »N' Abend, n' Abend, Herr Doktor, Sie haben sich doch hoffentlich ganz frei gemacht, dass wir ungestört das Vergnügen Ihrer Gegenwart haben?«

»So weit es an mir liegt, ja Herr Kommerzienrat,« antwortete Dr. Lang, der als Hausarzt in der Familie des Kommerzienrats, als Angestellter der Fabrikkrankenkasse der Brauerei sowie als regelmässiger Jagd- und gelegentlicher Skatgenosse mit dem Kommerzienrat sehr vertraut war.

Dr. Ernst Lang war nicht nur als Arzt wegen seiner Tüchtigkeit in der ganzen Stadt geachtet, sondern wurde auch namentlich von den Armen in seiner

Praxis vergöttert, weil er immer besorgt war, von sich und seinen begüterten Freunden so viel als möglich auch dafür zu sorgen, dass es nicht an den Mitteln fehlte, die zur Heilung und Pflege seiner Kranken nötig waren. Wo Mangel herrschte, das hatte Dr. Lang mit einem Blicke heraus und seine Freundlichkeit und gütige Teilnahme als Mensch war so bekannt, dass man an ihn sich stets in vertrauensvoller Offenheit wandte, wo die Bedürftigkeit nicht so offenkundig war. In den Kreisen der bessern Familien verehrte man Dr. Lang, abgesehen von der Achtung, die er als Arzt genoss, auch wegen des zärtlich-liebevollen Verhältnisses zu seiner Mutter, der verwitweten Frau Amtsrichter, die trotz der beschränkten Witwenpension und des unbedeutenden Eigen-Vermögens das Studium ihres Sohnes allein bestritten hatte unter Ertragung mancher Entbehrung. Auch jetzt stand sie seinem Junggesellen-Hausstande vor und es war in der ganzen Stadt bekannt, mit welcher zärtlichen, liebevollen Aufmerksamkeit er seiner Mutter die liebende Ehrfurcht bezeigte, die er, sie vergötternd, empfand. Dies trug Dr. Lang besonders von Seiten der Damen Anerkennung und bewundernde Zuneigung ein. Gerade die zarte, liebevolle Erfüllung seiner Kindespflichten hatte viel dazu

beigetragen, dass Dr. Lang sehr bald in den besten Kreisen der Stadt als Arzt gesucht war und seine berufliche Tüchtigkeit unterstützte die Erhaltung der einmal erworbenen Praxis. Kommerzienrat Rüdiger hatte für Dr. Lang noch eine besondere Achtung, weil er der einzige war, der ihm an Treffsicherheit bei der Jagd gleich kam und weil er sich mit seiner Kunst als Jäger so wenig brüstete, dass dem Kommerzienrat stets die Ehre des besten Schützen blieb. selbst wenn Dr. Lang einmal, wie gerade vor einer Woche geschehen, bei einer Treibjagd die Ehre des Tages davontrug.

Dr. Lang wurde von einem in der Nähe des Eingangs stehenden Kollegen mit Beschlag belegt und der Kommerzienrat begab sich zu der Gruppe von Herren zurück, mit denen er sich gerade unterhalten hatte.

Um den Kommerzienrat versammelten sich stets die eifrigsten Jäger, die sich stundenlang von ihrem Lieblingsvergnügen unterhalten konnten und die einander unermüdlich dieselben Witze und Geschichten auftischen konnten, und sich mit dröhnendem Gelächter jeden noch so bekannten Witz quittierten. Heute ging es in dieser »Jagdgruppe« besonders lebhaft her, weil sich auch Dr. Laufer, der

Besitzer der Adler-Apotheke dazugesellt hatte, welcher mehr Liebhaber als Künstler des kühnen, lustigen Waidmannstreiben war, und der sich deshalb auch die Hänseleien der Nimrode gefallen lassen musste. Er liess sich manches ruhig gefallen, da er ein Mann von ruhigem Gemüt und ein Freund des derben Spasses, dabei aber an Treffsicherheit der Zunge allen überlegen war.

»Na, lieber Dr. Laufer, Sie haben ja gestern eifrig geknallt, haben Sie denn auch was mit heim gebracht?« fragte der Kommerzienrat.

»Sicher,« fiel Fabrikant Baumann ein, »einen leeren Rucksack.«

»Ich hätte sicher einen Hasen getroffen, wenn Sie mir begegnet wären,« erwiderte Dr. Laufer.

Alles lachte.

»Die Hasen sind aber selbst richtige Laufer,« bemerkte Leutnant von Flink.

»Sie werden ja Ihre Familie kennen, Herr Leutnant.«

»Aeh, Sie werden doch nicht behaupten wollen, dass die von Flink Hasen sind?«

»Im Gegenteil, Herr Leutnant, ich wollte sagen, dass die Hasen flink sind.«

Wieder donnerndes Gelächter.

»Wissen Sie, Herr Dr. Laufer,« sagte jetzt Oberforstmeister Kron, »warum Sie bei der letzten Treibjagd Pudelkönig geworden sind?«

»Das weiss ich sehr gut, Herr Oberforstmeister, weil man mir den schlechtesten Platz angewiesen hatte.«

»O nein,« sagte der Oberforstmeister mit ernstestem Gesicht und einem recht zutraulich gutmütigen Ton, hinter dem man den Schalk nicht vermuten konnte, »Sie lassen eine Hauptregel bei der Treibjagd ausser Acht.«

»Und die wäre?«

»Sie beachten nicht die tierischen Charaktereigenschaften des Wildes, die Ihnen eigentlich als studiertem Manne bekannt sein müssten.«

»Was ist dies, Herr Oberforstmeister? Ich gestehe, dass ich in der Kunst des Jagens ein Anfänger bin, und dass ich gern von Ihrer Erfahrung profitieren würde.«

»Dann, lieber Herr Dr. Laufer, beachten Sie, dass die Hasen beim Treiben immer nach rechts und die Füchse immer nach links laufen.«

»So? das ist mir wirklich neu, das hab ich nicht gewusst,« antwortete Dr. Laufer treuherzig.

»Uffjesessen, Uffjesessen,« brüllte der Kommerzienrat und die ganze Gesellschaft lachte über den glänzenden Reinfall des Apothekers, dass die Wände zitterten.

»Schauen Sie, Sie entthronter Jagdkönig,« lenkte Dr. Laufer die Aufmerksamkeit von sich ab, indem er dem Kommerzienrat gemütlich mit dem Ellenbogen in die Seite stiess, »dort pürscht sich Ihr Thronräuber, der sonst wohl auch Ihr Nachfolger werden will, an Ihr Fräulein Tochter heran.«

»Hat garnicht nötig, sich heranzupürschen, meine Tochter kann sich sehen lassen und hat garnicht nötig, sich im Busch zu verstecken,« sagte der Kommerzienrat.

»A la bonheur, das ist wahr, Herr Kommerzienrat,« erwiderte ihm Dr. Laufer und schüttelte ihm herzlich die Hand.

»Fraglos,« riefen die Andern und der Leutnant von Flink legte die Hand zum militärischen Gruss an die Stirn und verbeugte sich wiederholt gegen den Herrn Kommerzienrat.

In der Tat näherte sich eben Dr. Lang der Tochter des Hauses, die am Eingange zum Wintergarten stand, verbeugte sich und reichte ihr die Hand.

»Ich habe die Ehre, Fräulein Marie,« sagte er, »freut mich, wie prächtig Sie aussehen.«

»Ist das der Zweck der Begrüssung, Herr Doktor, mir eine Schmeichelei für meine Schneiderin zu sagen?«

»Durchaus nicht, Fräulein Marie, im Gegenteil, meine Begrüssung hat ausser der Pflicht der Höflichkeit gegen die Tochter des Hauses einen ganz ernsten Zweck, der mir Herzensbedürfnis ist.«

»Um Gottes Willen, Herr Doktor, Sie wollen mir doch nicht vor den Ohren der ganzen Stadt eine Liebeserklärung machen?« sagte Marie lächelnd, während ihr Gesicht, trotz des scherzhaften Tones von einer leichten Röte überflogen wurde.

»Nein, Fräulein Marie,« antwortete Dr. Lang herzlich, »danken will ich Ihnen, dass Sie wieder einmal einer meiner Patientinnen das Leben erleichtert haben, infolge der kurzen Andeutung, die ich in Ihrer Gegenwart gemacht hatte.«

»Dafür brauchen Sie mir doch nicht zu danken; ich habe schon mehr Segen dafür bekommen als ich verdiene.«

»Dieser niedrige bequeme Korbsessel war der armen alten Frau Ziegler so nötig, damit sie sich manchmal ausserhalb des Bettes erholen kann.«

»Ach, das war ja ein reiner Zufall, dass ich ein so verunglücktes, aber für diesen Fall gerade passendes

Stück vor kurzer Zeit einmal im Korbmacherladen gesehen hatte. Ich habe es sehr billig bekommen.«

»Ganz gleich, Fräulein Marie, der Preis macht nicht den Wert. Die schnelle Hilfe, und dass Sie die alte Frau persönlich aufgesucht haben, das hat Ihnen den warmen Segen der Armen verdient.«

»Bitte, Herr Doktor, verraten Sie mich nur nicht Mama. Sie hilft ja, wo sie kann; sie will aber nicht, dass ich selber zu den Leuten gehe.«

»Gerade die persönliche Teilnahme tut den Armen so wohl.«

»Mama hat so oft schon Unannehmlichkeiten gehabt, weil sich diese alten Leute oft eine Vertraulichkeit gegen Mama gestatten, die ihr unangenehm ist. Sie will nun einmal nicht an die früheren Zeiten erinnert sein.«

»Die Leute meinen es aber gut und glauben damit ihr freudiges Mitgefühl an der glänzenden Laufbahn Ihrer Frau Mama zu zeigen. Sie empfinden sogar einen gewissen Stolz, dass jemand, den sie in denselben Verhältnissen gekannt haben, in denen sie sich selbst befinden, es so weit gebracht hat, als wenn ihnen dabei ein Verdienst zukäme.«

»Bitte, Herr Doktor, sagen Sie mir es nur immer, wenn Sie einen Wunsch für einen Ihrer Kranken haben, Sie werden mich stets Ihnen zur Seite finden.«

»Wollte Gott, ich könnte Sie immer an meiner Seite haben; wie glücklich wäre ich dann,« sagte Dr. Lang mit hervorbrechendem Herzenston.

Fräulein Marie blickte verlegen zu Boden, als Dr. Lang in solch beziehungsvoller Weise zu ihr sprach.

»Werde ich heute Abend das Vergnügen haben, bei der Tafel Ihnen zur Seite zu sein?« frug Dr. Lang ablenkend, um die Stockung im Gespräch zu heben, ohne das Ziel seiner Anspielung aus dem Auge zu lassen.

»Bedaure nein, Herr Doktor, Leutnant von Flink ist mein Tischherr.«

»Bedauern Sie wirklich, Fräulein Marie?« fragte Dr. Lang verfänglich.

»Mein Ernst, Herr Doktor.«

»O hätten Sie den Doktor weggelassen und nur mein Ernst gesagt, das hätte mich glücklicher gemacht. Sie wissen doch, dass ich Ernst heisse?«

»Jawohl, Herr Doktor.«

»Würden Sie mir nochmals Ihre Versicherung mit denselben Worten wiederholen, in dem Sinne, wie ich es meine, dann geben Sie mir die Hand, ich würde das als Erlaubnis auffassen, mich Ihrem Herrn Vater offenbaren zu dürfen.«

Marie schaute ganz verwirrt unter sich. Als aber der Doktor nochmals die Hand hinhielt und fragte: »Ist es Ihnen ernst, dass Sie gern an meiner Seite wirken und leben würden?« Da erhob sie das Auge und schaute ihn mit tränenfrohem Blicke an, legte ihre Hand in die seine und sagte: »Mein Ernst.«

»Du machst mich glücklich, liebe Marie, ich darf aber, will ich meine Freude nicht vor aller Welt verraten, jetzt nicht in Deiner Nähe bleiben, aber lass es mich nochmals hören. Du liebst mich, meine Marie?«

»Mein Ernst.«



III.

Am andern Morgen begab sich Kommerzienrat Rüdiger, wie gewohnt um ein halb neun Uhr in sein Bureau und fand die eingelaufene Morgenpost schon geordnet auf seinem Schreibtische liegen. In einem Häufchen, vom Prokuristen schon geöffnet, die an die Firma adressierten Briefe; im anderen, geschlossen, die an den Kommerzienrat persönlich gerichteten. Der oberste der geschlossenen Briefe liess als Absender Dr. Lang erkennen, das erweckte des Kommerzienrats Neugier so stark, dass er gegen seine Gewohnheit zuerst die Privatbriefe in die Hand nahm und durchsah, während er sonst regelmässig erst das Geschäftliche erledigte und die nötigen Anweisungen gab, um dann recht gemächlich und ungestört sich seiner Privatkorrespondenz hingeben zu können. Noch neugieriger wurde er, als unter dem ersten Brief ein zweiter von Dr. Lang abgesandter Brief lag.

»Nanu? was ist das? zwei? Das ist ja merkwürdig!« sagte er und schnitt den Umschlag des ersten auf.

Geehrter Herr Kommerzienrat!

Hierdurch beehre ich mich Ihnen mitzuteilen, dass der Verein der hiesigen Aerzte beschlossen hat, seinen Mitgliedern den Abschluss oder die Erneuerung von Separatverträgen mit einzelnen Kassen fernerhin nicht zu gestatten. In Anbetracht dessen, dass mein Vertrag mit Ihrer Betriebskrankenkasse am kommenden ersten Januar abläuft, halte ich mich verpflichtet, Ihnen heute schon von diesem Beschluss Kenntnis zu geben. Ich verbinde damit den Dank für das Vertrauen, das Sie mir durch den bisherigen Vertrag gezeigt haben und zeichne in vorzüglicher Hochachtung

ergebenst
Dr. Ernst Lang.

»Also doch! Den Betriebskrankenkassen soll gekündigt werden! Faule Ausreden wären also die Gründe, die sie der Ortskrankenkasse angeführt haben! Teufel! Was habt ihr nur für einen Grund, dass ihr ein sicheres Einkommen zurückweist, wollt Ihr nur teilen, dass jeder gleich viel hat? Unsinn! Lesen wir den zweiten Brief.«

Derselbe lautete:

Herrn Kommerzienrat W. Rüdiger
Hier.

Der Verein der hiesigen Aerzte hat den Unterzeichneten beauftragt, mit den hiesigen Betriebskrankenkassen wegen Abschluss neuer Verträge auf Grund der freien Aerztewahl zu verhandeln. Als Taxe setzt der Verein M. 5 für jedes Kassenmitglied und Jahr und bei Familienmitbehandlung M. 15 für jedes verheiratete Mitglied und Jahr fest. Für Nachtbesuche und Operationen ist besondere Taxe zu vereinbaren.

Ich stelle mich zu Verhandlungen Ihnen gerne zur Verfügung.

I. A. des Vereins der Aerzte
Dr. Ernst Lang.

Kommerzienrat Rüdiger sprang auf und eilte an das Telephon. »Bitte No. 23. — »Hier Kommerzienrat Rüdiger — Herr Baumann selbst? — Gut bekommen? — Freut mich — Haben Sie auch vom Aerzteverein Kündigung erhalten? — So? Wirklich alle? — Fünf Mark und fünfzehn Mark — Ha ha ha — Nachtbesuche und Operationen noch extra — Is nich — Ich denke doch — Zusammen reichts für

drei — Davon abgesehen, in meinen Betrieb lasse ich mir nicht hineinreden. — Schön — Abgemacht. — Also auf Wiedersehen fünf Uhr. — Schluss.«

Dann ging er ganz erregt auf und ab.

»Teufel! das glaub ich, wenn ihr solche Preise setzt, dann könnt ihr gut teilen und wir sollens bezahlen. Ach was, mir soll keiner an den Wimpern klimpern. Es gibt Aerzte genug. Aber vom Doktor Lang hätte ich das nicht geglaubt. Auch der verbindet sich gegen mich? Na, wir werden sehen.«

Der heutige Tag sollte aber noch andere Ueberraschungen bringen. Kurz vor Mittag meldete Michael, der Herr Kommerzienrat möge gleich hinüberkommen in die Villa, dort traf er — Herrn Dr. Lang.

Im ersten Augenblick noch wirkte wohl der Kündigungsbrief nach und es schien, als ob der Empfang steif und zurückhaltend werden sollte, aber der gute Geist der Charakteranlage siegte über den Unmut des um eines Geschäftsvorteils willen verärgerten Kaufmannes und der Kommerzienrat streckte dem Besucher freundlich die Hand hin: »Na, das freut mich, Herr Doktor, wie geht's? was verschafft mir das Vergnügen?«

»Eine Sache, die für mich von höchster Wichtigkeit und Bedeutung ist«.

»Kann mir's denken, Herr Doktor, freut mich, dass Sie sich von dem Klüngel entfernen; es hätte mich auch zu sehr verdrossen, Sie zum Gegner zu haben.«

Dr. Lang sah den Kommerzienrat erstaunt an. »Ich glaube, Sie missverstehen mich, ich komme in einer rein persönlichen Sache zu Ihnen.«

Nach einem bisschen Zögern und nach einem bisschen Stottern, als die Verlegenheit besiegt war, floss der Strom der Rede warm aus dem Herzen kommend dahin und erzielte durch den innigen, herzgewinnenden Ton den gewünschten Eindruck, der Kommerzienrat streckte ihm die Hand entgegen:

»Marie hat Ihnen erlaubt, mit mir zu reden?«

»Ja, Herr Kommerzienrat.«

»Ich habe mir als Schwiegersohn immer einen Fachmann gewünscht, der das Geschäft weiter führen könnte.« Nach einigen Augenblicken stillen Sinnens fuhr er, durch den Gedanken an das Geschäft abgezogen, fort: »das Geschäft ist rentabel und kann jeden Augenblick in eine Aktiengesellschaft verwandelt und dadurch das Kapital mobil gemacht werden.«

»Herr Kommerzienrat, jeder Gedanke an die materielle Seite hat mir fern gelegen.«

»Herr Doktor, das ist eine wichtige, nicht ausser Acht zu lassende Sache. Ich muss Ihnen aber offen sagen, dass ich in den Jahren, seitdem ich Sie kenne, in jeder Beziehung Sie schätzen lernte, es liegt also von mir aus Ihnen nichts im Wege und ich werde mit Marie und meiner Frau sprechen und Ihnen dann sofort Bescheid geben.«

»Ich danke Ihnen, Herr Kommerzienrat.«

Sie schüttelten sich nochmals die Hände.

»Wissen Sie, lieber Doktor,« nahm der Kommerzienrat die Unterhaltung wieder auf, »es freut mich, dass dadurch auch die Briefe erledigt sind, die ich heute von Ihnen erhielt, es hätte mich zu schmerzlich berührt, gerade Sie im andern Lager zu wissen, wenn ich doch kämpfen soll. Nun ist wenigstens für mich der Kampf aus.«

»Herr Kommerzienrat, die Briefe, die ich als Standesvertreter schrieb, haben mit meinen persönlichen Angelegenheiten nichts gemein. Sie können daraus sogar am besten sehen, dass die Kassenangelegenheiten weder eine persönliche Spitze haben, noch aus gehässigem Geiste geflossen sind.«

»Wie? lieber Doktor, Sie meinen doch nicht, dass Sie als Privatmann mir nahe stehen und zugleich als Geschäftsmann mich bekämpfen können?«

»Einen Kampf wird es doch wohl nicht geben.«

»Nicht? Sie glauben, wir Fabrikanten liessen uns von den Herren Aerzten so ohne weiteres die Bedingungen diktieren?«

»Wir wollen ja nur mit Ihnen über den Abschluss eines neuen Vertrages verhandeln.«

»Da irren Sie, Herr Doktor, da gibt es kein Verhandeln, die Kasse ist ein Teil meines Betriebs und in meinen Betrieb lasse ich mir nichts hineinreden, da muss ich allein und unbeschränkt verfügen können.«

»Dann wären Sie es ja, die Herren Fabrikanten, die den Aerzten Bedingungen diktieren wollen.«

»O nein, ich paktiere nur mit einem Einzelnen und mit dem verständige ich mich wie mit einem meiner Beamten über die Gehaltsfrage, das ist was anderes, das ist ein freier Vertrag.«

»Ihre Arbeiter verhandeln doch auch im Namen einer Organisation mit Ihnen und lassen sich nicht als Sklaven behandeln.«

»Da irren Sie, Herr Doktor, bei mir heisst es sich fügen, wer sich nicht fügt, der fliegt. Ein grosser Betrieb lässt sich auch nicht anders führen, da greift alles wie das Räderwerk einer Maschine genau in einander, wenn das kleinste Rädchen nicht genau

sich einpasst, oder nur eine Schraube sich lockert, kommt die ganze Maschine in Unordnung.«

»So ganz werden Sie wohl die Menschheit nicht zum toten Teil einer Maschine machen können.«

»Ja, Herr Doktor, Sie selbst und wir alle müssen doch auch als Teil einer Maschine uns in das Getriebe der grossen Staatsmaschine einfügen und mitlaufen und uns drehen, wie der Kolben uns stösst.«

»Und doch sind Sie es gerade, der auch in der politischen Oeffentlichkeit mitwirken und sogar als Gesetzgeber mit tätig sind, da versuchen Sie doch auch das Getriebe der Staatsmaschine zu verbessern oder doch zu ändern.«

»Das ist was anderes, aber mit dem Angestellten und Beamten wird nicht paktiert, der hat sich einfach ein- und unterzuordnen.«

»Die Aerzte wollen aber gerade keine Fabrikbetriebsbeamte sein, sie wollen eben unabhängig von dem Willen des Fabrikherrn sein und bleiben.«

»Darum verhandele ich nicht mit der Organisation der Aerzte, sondern suche mir den einzelnen Arzt, der sich meinen Bedingungen fügt.«

»Das werden Sie wohl nicht finden.«

»Wir werden sehen.«

»Uebrigens verlangen wir ja nichts Unbilliges, fordern noch nicht einmal die Bezahlung, die uns eigentlich gebührt.«

»Aber Sie verlangen anstatt zwei Mark, die ich bisher für die Person bezahlt, fünf Mark pro Kopf.«

»Das ist nur billig. Sie würden erstaunen, wenn Sie wüssten, wie wenig da noch auf die Einzelleistung kommt, doch jedenfalls gehört das nicht hierher, das hat mit meiner Person nichts zu tun und ich hoffe, dass Sie den Kampf, wenns doch zum Kampf kommen sollte, nicht auf das persönliche Gebiet übertragen.«

»Da kennen Sie mich nicht, Herr Doktor, bei mir gibt es nichts Halbes, wer nicht für mich ist, ist gegen mich.«

»Sie selbst vereinigen sich doch auch mit Interessenten, um gleiche Bedingungen für die Branche zu erzielen.«

»Aber wir nennen es auch offen Kampf, wenn andere Branchen unsere Interessen durchkreuzen und im eigenen engeren Kreis der Branche, da gibt es keine Abmachungen. Jeder für sich, die Ellenbogen gebraucht, der Stärkste siegt, das war immer meine Parole, und der hab ich meine Erfolge zu verdanken. Wenn ich einen Konkurrenten aus der Kundschaft hinaustreiben kann, dann tue ich's, Sie

aber wollen den Vorteil, den Sie allein hatten, mit den Kollegen teilen, das ist mir nicht kaufmännisch genug.«

»Wir haben Standesinteressen zu vertreten und der niedrige Konkurrenzkampf ist in unserem Berufe ausgeschlossen.«

»Ich kümmere mich nicht um Ihre Standesinteressen, aber das erkläre ich Ihnen, lieber Herr Doktor, entweder Sie trennen sich von Ihren Standesinteressen, oder von den meinen. Eine intime Familienverbindung zwischen uns und zu gleicher Zeit ein Interessenkampf, das gibts nicht. Ueberlegen Sie sich die Sache.«

»Da gibts nichts zu überlegen, wo die Ehre mir gebietet zu verharren, da bleibe ich. Die Ehre steht mir höher als das Glück, doch hoffe ich, bei ruhiger Ueberlegung werden Sie die Sache von meinem Standpunkte aus würdigen lernen und Sie werden nicht Marie und mich dem kleinlichen Pfennigkampfe opfern.«

»Wenn Ihre Liebe zu Marie wirklich stark ist, müssen Sie wissen, was Sie zu tun haben. Dies ist mein letztes Wort.«

»Das hoffe ich nicht, Herr Kommerzienrat, im Gegenteil, ich hoffe Sie noch davon zu überzeugen,

dass es nur der Gerechtigkeit entspricht, wenn wir die freie Aerztewahl verlangen.«

»Gerechtigkeit? Ist denn das Gerechtigkeit, wenn Sie die Fabriken, die eigene Kassen haben, oder die Kassenvorstände im allgemeinen zwingen wollen, ihre Versicherten durch irgend einen Arzt behandeln zu lassen, der nicht ihr Vertrauen besitzt?«

»Sie dürfen die Sache nicht vom Standpunkt der Fabrikanten und der Vorstände betrachten, sondern vom Standpunkte der Versicherten und da ist gerade die freie Aerztewahl eine Freiheit der Beteiligten und die Einrichtung der fest angestellten Aerzte ist eine Beschränkung des Willens und Handelns, denn bei der freien Aerztewahl kann jeder einzelne Versicherte gerade den Arzt wählen, zu dem er Vertrauen hat, während seine Auswahl beschränkt ist, wenn er sich nur an bestimmte Aerzte wenden darf.«

»Lieber Herr Doktor, ich kann das noch nicht einmal zugeben und die meisten Versicherten sind doch auch gegen die freie Aerztewahl.«

»Weil sie die Wohltat nicht kennen, Herr Kommerzienrat, und weil von den Kassenführern, die ihre Macht nicht verlieren wollen, ihnen nur die eine Seite vorgehalten wird, dass nämlich die Beiträge bei besserer Bezahlung der Aerzte etwas erhöht werden müssen.«

»Sehen Sie, Herr Doktor, dass alles nur auf eine Plusmacherei hinausgeht und nicht das ideale Streben nach Freiheit Ihr wahres Panier ist!«

»Bitte, Herr Kommerzienrat, die freie Aerztewahl verteuert die Kosten nicht, dafür wird die geeignete Kontrolle der Aerztevereine über seine Mitglieder schon von selbst sorgen und die Erhöhung der Bezahlung müsste auch kommen, ohne die freie Aerztewahl, denn die bisherige Bezahlung der Einzelleistung steht weit unter dem ortsüblichen Tagelohn, den jeder gelernte Arbeiter beansprucht.«

»Ei, dann lassen Sie doch die freie Aerztewahl fahren und sprechen Sie nur von einer mässigen Erhöhung der Bezahlung, vielleicht einigen wir uns dann rascher.«

»Herr Kommerzienrat, gestatten Sie mir die Bemerkung, dass Sie die Sache immer noch zu sehr vom Standpunkte Ihrer eignen Kasse betrachten. Es handelt sich nicht nur um Ihre Kasse und nicht um die Kassen unserer Stadt allein, es geht jetzt um das Schicksal von 30 000 Aerzten, die über ganz Deutschland zerstreut wohnen und die gezwungen sich zum Kampf zusammengetan, um etwas erreichen zu können. Die Einzelnen oder die Vereine einer Stadt oder selbst einer ganzen Provinz würden unter-

liegen, aber der Verband der deutschen Aerzte, der Alldeutschland umfasst, ist eine unbesiegbare Armee und wird um so leichter siegen, als sein Kampfesziel ein gerechtes ist, und mit der Zeit jeder rechtlich denkende unparteiische, am Kampf weder persönlich noch materiell beteiligte Mensch auf unserer Seite stehen wird.«

»So, Herr Doktor? glauben Sie wirklich? gibt es denn unter den 30 000 Aerzten nicht viele, die sowohl nach ihrer Moral als nach ihren Kenntnissen nicht würdig sind, dass wir ihnen unsere Kassenmitglieder zur Behandlung anvertrauen? Sie nehmen mir das doch nicht übel? Sie wissen doch, welche Hochachtung und Wertschätzung ich gerade für Sie hege.«

»Eine Entschuldigung ist unnötig, denn ich betrachte unsern Kampf ganz losgelöst von jeder persönlichen Erwägung und Rücksicht, doch gebe ich zu, dass es leider auch in unserem Stande nicht an Unfähigen und Unwürdigen fehlt, aber durch unsere Organisation sind wir am besten in der Lage, Unwürdige zu bessern oder auszumerzen.«

»Sehen Sie, Herr Doktor, und auch diesen soll, ehe sie gebessert oder ausgemerzt sind, wie Sie sagen, die Behandlung der Kassenmitglieder zustehen!«

»Aber Herr Kommerzienrat, die freie Aerztewahl ist doch gerade das beste Korrektiv, da kann jeder, welcher der ärztlichen Hilfe bedarf, sich den wählen, von dessen Fähigkeit und Vertrauenswürdigkeit er am meisten überzeugt ist, während die Kassenmitglieder gezwungen sind, nur ausschliesslich sich des minderwertigen Beistandes zu bedienen, wenn die Kasse gerade einen Unfähigen oder Unwürdigen angestellt hat; auf eine autoritative Aufsicht aber müssen Sie ganz verzichten, wenn Sie Aerzte haben, die ausserhalb des Verbandes stehen.«

»O, wir wählen uns schon die besten der besten heraus.«

»Glauben Sie, dass gerade die besten es sind, die sich ausserhalb des Verbandes halten werden, und die sich dazu hergeben, ihren Kollegen in den Rücken zu fallen?« erwiderte Dr. Lang etwas spöttisch lächelnd.

»Ach, Herr Doktor, ich bin fest davon durchdrungen, dass es eine unschöne, unverzeihliche, gewalttätige Machtanstreberei ist von den Aerzten, dass sie uns durch einen ganz gewöhnlichen Streik, wie gewöhnliche, unzufriedene Arbeiter die Pistole auf die Brust setzen und uns zurufen: Entweder mehr Geld oder — das Leben, das wir einem Kranken retten können, soll zu Grunde gehen. Das ist gewissenlos.«

»Sie vergessen, Herr Kommerzienrat, dass die Aerzte des Verbandes sich bereit erklärt haben, in allen Notfällen bereitwilligst Hilfe zu leisten. Sie wissen ja auch, dass Dienstleistungen in Notfällen von den Kassen honoriert werden müssen und zwar nach der Mindesttaxe der Gebührenordnung. Wir wollen keine Gewalt ausüben, sondern nur unsere eigene Freiheit und Unabhängigkeit erstreben.«

»Sie wollen Freiheit für sich, Herr Doktor, und uns wollen Sie die Freiheit rauben, den Arzt anzustellen, der uns gefällt. O nein, was dem einen recht ist, muss dem andern billig sein.«

»Wohl, Herr Kommerzienrat; würden Sie Ihre Arbeiter zwingen wollen, ihren Kaffee und ihren Zucker nur bei dem Spezereihändler Müller in der Hauptstrasse und bei keinem andern zu kaufen?«

»Ach, das ist ein hinkender Vergleich, was gehen mich die Privatsachen meiner Arbeiter an.«

»Nun, würden Sie es recht finden, wenn ein Arbeitgeber mit einem Rechtsanwalte einen Vertrag schliessen würde und seine Arbeiter zwingen wollte, nur bei diesem sich Rechts zu erholen?«

»Ach, das ist ja wieder etwas ganz anderes, ich bezahle nichts von den Kosten der Rechtsstreitigkeiten meiner Arbeiter und deshalb habe ich auch

nicht das Recht, mich darum zu kümmern, aber zur Krankenkasse zahle ich, also kostet die ärztliche Behandlung meiner Arbeiter m e i n Geld und deshalb d a r f ich auch mitreden und w i l l ich auch mitreden.«

»Mitreden in der Verwaltung sollen Sie ja auch, aber I h r Geld, oder allgemein gesprochen, das Geld des Fabrikherrn ist es nicht, es ist das Geld des Arbeiters.«

»Ei, ei, ei! Sind Sie Sozialdemokrat, lieber Herr Doktor?«

»Ich bitte Sie, Herr Kommerzienrat, lassen Sie uns doch die Sache behandeln, ohne eine persönliche Seite zu berühren.«

»Gut, dann erklären Sie mir, wieso das Geld, das der Arbeitgeber in die Krankenkasse zahlt, das Geld des Arbeiters ist, da bin ich doch neugierig.«

»Das ist sehr einfach. Der Zwangsbeitrag des Arbeitgebers ist ein Teil des ihm zukommenden Arbeitslohnes, der nur zur Schonung des Arbeiterbudgets vom Arbeitgeber direkt in die Kassen abgeführt und der auch von jedem Arbeitgeber bei den Herstellungskosten einfach als regelmässige Ausgabe auf Unkostenkonto mitkalkuliert wird. Sie könnten sonst ebensogut denjenigen Lohn, den Sie dem Arbeiter

zahlen, als Ihr Geld betrachten und den Arbeiter zwingen wollen, seinen Kaffee und Zucker, seine Schuhe und Kleider aus Quellen zu beziehen, die Sie ihm vorschreiben.«

»Ach, Herr Doktor, solche Geschäftsberechnungen verstehen Sie nicht, das liegt Ihnen wohl doch zu fern. Ich sehe in allem nur den Wunsch, uns zwingen zu wollen.«

»Wir selbst sind gezwungen, Herr Kommerzienrat, zur Durchführung der freien Aerztewahl und auch zur Erhöhung unserer Preise, wenn nicht ein grosser Teil des Aerztestandes auf das Proletarierniveau herabsinken soll.«

»Nanu, das ist doch übertrieben, Herr Doktor!«

»Ich übertreibe durchaus nicht, Herr Kommerzienrat. Berechnen Sie einmal selbst. Ein Arzt gibt für seine Ausbildung bis zur Vollendung seiner Studien im mindesten zehntausend Mark aus und wenn er noch so sparsam lebt; dann ist er gezwungen, die staatliche Approbation zu erwerben, nicht wie man annehmen sollte, zur Ausübung seines Berufes, denn gewerbsmässige Krankenbehandlung darf jeder Schuster und Schneider, jeder Pfarrer und Schäfer übernehmen, der Arzt hat für seine Ausbildungskosten

und die staatliche Approbation nichts als den Schutz seines Titels erworben.«

»Dass der ärztliche Beruf ein freies Gewerbe und nur der Titel geschützt ist, gefällt mir auch nicht, aber man darf doch wohl annehmen, dass vernünftige Leute sich nur von wirklichen Aerzten behandeln lassen und um die paar Dummen, die um Geld und Gesundheit zugleich betrogen sein wollen, braucht man sich doch den Kopf nicht zu zerbrechen.«

»Der Dummen sind nicht so wenig, aber das berührt uns ja hier nicht; ich wollte Ihnen nur sagen, dass fast die Hälfte des deutschen Volkes den Krankenkassen angehört und dass also jedem Arzte, der nicht als Kassenarzt gewählt werden kann, die halbe Klientel, das halbe Brot abgeschnitten ist.«

»Herr Doktor, ich möchte doch bezweifeln. . . . .«

»Bitte, Herr Kommerzienrat, den Zwangskassen gehören elf Millionen Versicherte an und die Mitglieder der freiwilligen Kassen und Medizinalvereine werden, da die Familien mitbehandelt werden, auf 15 Millionen geschätzt. Es wären also 25 Millionen aus der freien Konkurrenz ausgeschaltet. Wenn das in andern Gewerben geschähe, würden $^9/_{10}$ dieser Betriebe zu existieren aufhören und von den Aerzten müsste man $^9/_{10}$ totschlagen, wenn man nicht den An-

blick ertragen kann, sie langsam aus Hunger sterben zu sehen.«

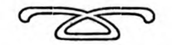
»Ich gebe das alles zu, aber ich lasse mir unter keinen Umständen von den Aerzten in meinen Betrieb hineinreden oder meinem Betriebe eine neue Belastung auferlegen.«

»Ei, da wären wir ja in einem verhängnisvollen Kreise auf dem Ausgangspunkt unserer Debatte angekommen und alle meine Bemühungen, Sie zu überzeugen und den Kampf zu vermeiden, wären vergeblich gewesen, dann müssen wir eben sehen, ob nicht im ehrlichen Kampfe Recht und Gerechtigkeit den Sieg davon tragen über kleinlichen Geschäftsvorteil und Eigensinn.«

»Ja, lieber Herr Doktor, wenn Sie nicht Ihre Kündigung zurückziehen, ist der Kampf unvermeidlich und verlassen Sie sich darauf, im Kampfe kenne ich keine Freundschaft, ich werde Sie ohne Schonung bekämpfen.«

»Ich gehe, und bitte Sie nochmals zu überlegen, wo Recht und Unrecht ist.«

»Tut mir leid, Herr Doktor, bei Philippi sehen wir uns wieder.«



IV.

Das Jahr neigte sich dem Ende zu. Am 31. Dezember gegen 7 Uhr abends kehrte Dr. Lang von der Nachmittagstour nach Hause zurück. Im Flur blickte er nach der dort aufgehängten Schiefertafel und freute sich, als er sah, dass keine Neubestellung gekommen war, so dass er hoffen durfte, den Sylvesterabend gemütlich mit seiner Mutter zusammen verbringen zu können. Das war ihm besonders angenehm, weil er in den späteren Stunden gewöhnlich gestört wurde, infolge der Verletzungen, die durch Streitereien und das leichtsinnige Schiessen mit alten Pistolen und Gewehren entstand.

»Guten Abend Mutter,« sagte er, ins Zimmer tretend und setzte sich auf einen bequemen Schaukelstuhl, neben den die liebevolle Frau Amtsrichter schon die Abendzeitung gelegt hatte, welche Dr. Lang, wenn er frei war, immer um diese Zeit durchging.

»Nun, Mutter,« hob er nochmals an, »Du musst ja einen extra feinen Festbraten gemacht haben, denn das ganze Haus duftet ja so fein, als ob uns ein besonderer Genuss bevorstände.«

»Ich hoffe, Du wirst zufrieden sein,« sagte die Mutter, und seufzte dabei tief auf.

Mit einem Schwung schleuderte sich Dr. Lang, der sich schon bequem zum Lesen rückwärts gelehnt hatte, nach vorn, wendete sich nach der Seite, wo seine Mutter sass, und sah sie erstaunt an.

»Was ist denn das, Mutter? Du seufzest ja, als ob das grösste Unglück geschehen wäre, es fehlt Dir doch nichts?«

»Mir fehlt Gott sei Dank nichts,« antwortete sie mit traurigem Ton.

»Du sagst das so eigentümlich, ich bitte, verheimliche mir nichts.«

»Ach, vorhin hat der Herr Kommerzienrat durch den Diener 496 Mk. geschickt als Honorar von der Betriebskrankenkasse für das zweite Semester.«

»Das stimmt; 496 Mitglieder hat die Kasse, aber das ist doch kein Grund zum Seufzen.«

»Du hast doch jedes Jahr ein sicheres Einkommen gehabt durch die Kassen; durch die Brauereikasse, die Gerberkasse, die Baumann'sche Kasse, die Orts-

krankenkasse, den Sanitätsverein und die vielen kleinen Kassen, was jetzt alles wegfällt.«

»Mach Dir darüber keine Sorgen, Mutter, die Kassen müssen uns wieder kommen und das Einkommen wird grösser werden.«

»Sie haben aber neue Aerzte gefunden.«

»Zwei haben sie und die können unmöglich alle Kassenmitglieder versorgen, die sich bisher auf fünfzehn Aerzte verteilt haben, und da wissen wir noch nicht, was das für Leute sind, die herkommen; erfahrene sind es sicher nicht und sonst werden sie auch nicht ganz intakt sein, sonst würden sie sich nicht dazu hergeben, die Standesehre in den Staub zu treten und den Kollegen in den Rücken zu fallen.«

»Wer weiss? lieber Ernst, es finden sich auch noch mehr, wenn es nötig ist, jedenfalls bist Du das Einkommen los.«

»Das ist so schlimm nicht, Mutter, ich will Dich gleich überzeugen. Obgleich ich die Rüdiger'sche Kasse ganz allein hatte, habe ich genau jede Leistung aufgeschrieben, um einmal zu sehen, wie sich meine Arbeit lohnt. Die Abrechnung habe ich schon heute Nachmittag gemacht. Ich erhielt für 496 Kassenmitglieder dieses Jahr 992 Mk. und hatte 2235 Einzelleistungen, jede Einzelleistung brachte mir also

44 Pfennig, es sind darunter wohl viele kurze Sprechstundenbehandlungen, doch bin ich überzeugt, dass jeder Maurergeselle mehr für seine Stundenarbeit verdient hat als ich mit dieser Kassenkundschaft.«

»Ach ja, Ernst, und wie oft musstest Du bei Wind und Wetter mitten in der Nacht heraus.«

»Ganz recht, Mutter. Jeder Arbeiter verlangt für Nachtschichten 25 bis 50 Prozent mehr Lohn und ein Dienstmann, den man nachts herausklopfen würde, damit er einen Koffer transportiere, täte es sicher nicht unter der doppelten Taxe. Wir allein sollen uns begnügen mit dem Trost, dass wir der Menschheit Menschlichkeit schuldig sind.«

»Recht hast Du ja, lieber Ernst.«

»Dabei soll unser Beruf noch ein freies Gewerbe sein, in das jeder Kurpfuscher und Betrüger hineinpfuschen darf. Und solcher Pfuscher bekommt noch obendrein die drei- und vierfache Bezahlung wie wir, und lässt sich bar bezahlen; wir aber müssen warten, bis es der Klientel gefällt, auch einmal an die Begleichung unserer Rechnungen zu denken, und die Standesehre erlaubt uns nicht, wie ein Geschäftsmann bei Eintreibung unserer Forderungen von böswilligen Zahlern ohne Rücksicht vorzugehen.«

»Das weiss ich alles ja, lieber Ernst, doch enthebt mich das Gefühl des Rechts nicht der Sorge für die Zukunft. Ich fürchte, wir bekommen nächstes Jahr eine böse Zeit.«

»Geh, Mutter, mach Dir keine Sorge, wir wollen uns den Festbraten nicht verderben durch solch nutzlosen Kleinmut.«

Da ertönte die elektrische Klingel auf dem Flur. Gleich darauf kam das Dienstmädchen herein.

»Es ist ein fremder Herr draussen, der den Herrn Doktor sprechen will, aber nicht als Arzt, sondern privat, hat er gesagt.«

»Führen Sie den Herrn herein.«

Als der angemeldete Besuch sich unter der Türe zeigte, sprang Dr. Lang freudig in die Höhe.

»Heiliger Strohsack! der Arnold Kurz! altes Haus, wo kommst Du her?«

»Direkt von der Bahn.«

»Das ist recht. Liebe Mutter, hier stelle ich Dir meinen Freund und Studiengenossen Dr. Arnold Kurz vor, von dem ich Dir öfter erzählte, dass man uns das prosodische Paar nannte. Er wird uns beim Abendessen und bei der Sylvesterbowle ein willkommener Gast sein, nicht wahr?«

»Gewiss, von Herzen willkommen. Bitte, Herr Doktor, machen Sie sich's bequem.«

»Dir geht es gut, Ernst? Du bist gesund, das sehe ich; und die Praxis?«

»Ich bin zufrieden Arnold, und wie geht's bei Dir?«

»Ernst, Du weisst, man nannte uns auf der Universität wegen unserer Namen auch die Antipoden und wie mir's scheint, es ist in der Tat so, denn mir geht es schlecht, verteufelt schlecht.«

»Ah, das tut mir leid, wo steckst Du denn?«

Dr. Kurz machte ein verlegenes Gesicht.

»Bis jetzt war ich in einem kleinen Nest ganz abgelegen im Gebirge. Praxis in lauter kleinen, vereinzelten Dörfern und Verdienst unter der Kanone, aber von morgen an wird es, denk ich, besser gehen; ich bin nämlich als Kassenarzt hier angestellt mit garantiertem Fixum.«

»Was? wie? Du bist einer von den Streikbrechern? Pfui Teufel, Arnold, das hätte ich hinter Dir nimmermehr gesucht.«

Dr. Kurz sah verblüfft auf.

»Sei ruhig, Ernst, und hör mich an. Wenn ich etwas darin gesehen hätte, dessen ich mich zu schämen habe, wäre ich doch gewiss nicht zu Dir gekommen.«

»Dadurch wird die Sache nicht besser.«

»Gott, wenn Du wüsstest, wie mir's geht. Ich bin vor fünf Jahren in das verfluchte Nest gekommen und da ich kein Geld hatte, machte ich Schulden in der Hoffnung, dass am Ende des Vierteljahres oder Halbjahres Geld eingehen müsse, aber es wurde mit der Zeit immer schlechter, ich pumpte bei Gott und der Welt und hab es schliesslich so weit gebracht, dass ich kein Kosthaus mehr bekommen konnte. Eine medizinische Wochenschrift konnte ich mir nicht halten, so dass ich von dem Streike nichts wusste, bis ich in dem kleinen Lokalblättchen, das im Dorfe gelesen wird, die Annonce las, dass hier ein Kassenarzt gesucht wird, ich meldete mich und schon den zweiten Tag kam Kommerzienrat Rüdiger, engagierte mich und gab mir gleich dreihundert Mark bar für den Umzug. Damit bezahlte ich die zudringlichsten Gläubiger, und als ich nachher von Leipzig durch ein Rundschreiben aufgeklärt wurde, war es zu spät, ich konnte weder die 300 Mark zurückgeben noch die Konventionalstrafe zahlen, die festgesetzt ist, wenn ich zurücktrete.«

»Warum hast Du Dich in dieser Klemme nicht an den Verband gewandt oder an mich, der ich doch immer mit Dir befreundet gewesen?«

»Ich wusste nicht, wo Du steckst und an den Verband zu schreiben, das kam mir vor wie eine Schnorrerei.«

»Das ist ein falscher Standpunkt.«

»Du weisst, ich war auch darin immer Dein Antipode, dass ich mich über Bedenken immer leicht hinwegsetzte und dachte, es wird sich schon machen. Das rechte Licht ging mir erst heute auf, als ich in der Bahn hierher mit meinem Spezialkollegen zuzusammentraf, nämlich mit dem anderen Kassenarzt, der für die hiesigen Kassen angestellt ist. Von dem erfuhr ich auch, dass Du hier wohnst und da nahm ich mir gleich vor, zuerst Dich aufzusuchen.«

»Das war ganz vernünftig, noch lässt sich alles gut machen.«

»Glaubst Du? Aber wie?«

»Das werd' ich Dir schon sagen, aber zunächst sage mir, wer ist der zweite Kassenarzt?«

»Der Winkeleisen.«

»Der Winkeleisen, der Lügner, den wir auf der Universität konsequent schnitten? Von dem begreif ich's und den gönn ich auch den Kassen.«

»Ja, mir war er stets zuwider, und ich war zum Tod erschrocken, als ich hörte, dass ich mit dem zusammen arbeiten soll, lieber möcht ich weiter hungern.«

»Der Winkeleisen hatte sogar eine gute Praxis, da hiess es eines Tages, er habe an Patientinnen in der Sprechstunde sich vergangen. Die Sache kam sogar zur gerichtlichen Verhandlung, aber er wurde freigesprochen. Seine Unschuld wurde jedoch vom Publikum trotz des Freispruchs sehr bezweifelt und jedenfalls hat er die Praxis ganz verloren.«

»Wenn ich nur wüsste, wie ich aus der Klemme herauskomme.«

»Das ist ganz einfach. Du fährst noch heute Abend ab. Wenn das neue Jahr beginnt, darfst Du nicht mehr hier sein. Ich werde sehen, dass Deine Angelegenheit geordnet wird. Die 300 Mark, die Du als Vorschuss für den Umzug angenommen, die gebe ich Dir, dass Du sie schon morgen früh zurückschicken kannst; für einen besseren Niederlassungsort und die Bezahlung Deiner Schulden wird gesorgt. Keinesfalls darfst Du den Verräter an den Standesinteressen spielen.«

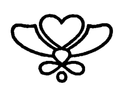
»Mein Wort, Ernst, ich reise noch vor Mitternacht ab und danke Gott, dass ich die Sache hinter mir habe.«

Während dieser Zeit sassen am runden Stammtisch im Hotel National Kommerzienrat Rüdiger, Fabrikant Baumann und noch einige andere Fabrikherren zu-

sammen und gegen alle Gewohnheit sass auch Rendant Meier, der sonst nicht zu dieser Gesellschaft gehörte, an demselben Tisch. Aber man hatte kurz vorher im Bureau des Kommerzienrats noch eine letzte Besprechung gehabt, wo auch der Vertreter der Ortskrankenkasse gegenwärtig sein musste. Jetzt stiess man an mit den vollen Gläsern und tat einen guten Zug.

»Ja, meine Herren,« sagte Kommerzienrat Rüdiger aufgekratzt, »das hätten wir wieder einmal gut gedeichselt, wir sind fein heraus, beide sind sie mit dem Abendzug gekommen und nun kanns losgehen.«

»Auf in den Kampf Torr-e-e-e-ero« brummte Fabrikant Baumann, aber der Kommerzienrat unterbrach die Melodie und sang vernehmlich: »Zum Kampf, zum Kampf, zum fröhlichen J-a-a-gen.«



V.

Am Neujahrstag wunderte sich der Kommerzienrat im stillen, dass nur Dr. Winkeleisen seinen Antrittsbesuch machte, nicht aber Dr. Kurz. Als auch am zweiten Januar noch niemand wusste, wo Dr. Kurz Wohnung genommen, wurde der Kommerzienrat unruhig, bis ihm durch den Geldbriefträger, der die 300 Mark brachte, die unangenehme Aufklärung wurde, dass Dr. Kurz wieder abgereist war. Der Aerger und die Unruhe steigerte sich, als schon am 3. Januar die kreisamtliche Auflage kam, innerhalb fünf Tagen den Nachweis zu bringen, dass mindestens drei Aerzte für die Kassenmitglieder zur Verfügung ständen, »andernfalls«, hiess es in dem Schriftstück, würde die Behörde über die Kassenverwaltungen hinweg einen Vertrag mit dem Verein der Aerzte abschliessen.

Der Kommerzienrat fuhr selbst zum Kreisrat und stellte vor, dass es einerseits unmöglich sei, innerhalb so kurzer Zeit noch zwei Aerzte bei-

zubringen, andererseits die Kassen das Recht der Selbstverwaltung sich nicht schmälern lassen könnten. Er war betroffen, als ihm der Kreisrat fast mit denselben Worten, die er vor zwei Monaten gegen Dr. Lang gebraucht hatte, auseinandersetzte, dass die Staatsverwaltung eine grosse Maschine sei, in der jede Organisation innerhalb des Staatsbetriebes ein Rad sei, und die Behörde, sagte er, könne nicht dulden, dass durch ein nicht richtig und genau eingreifendes Rad oder durch die Lockerung einer Schraube die ganze Maschine in Unordnung komme, auch könne die Behörde unmöglich dulden, dass der Staatsbetrieb durch Einmischung von irgendwelcher Seite gestört werde, selbst wenn dies der grösste Industrielle und erste Bürger der Provinz wäre, fügte er zur Verzuckerung der bitteren Pille hinzu.

Der Kommerzienrat kam wütend nach Hause und verabredete mit Fabrikant Baumann, dem Direktor der Gerberei, Herrn Wenderoth, und einigen anderen Fabrikherren, die eigene Fabrikkassen hatten, eine Zusammenkunft auf seinem Bureau. Auch Rendant Meier von der Ortskrankenkasse wurde eingeladen.

»Meine Herren,« begann der Kommerzienrat, »ich kann Ihnen keinen günstigen Bericht erstatten, denn

die Regierung steht leider im Begriff, den sozialdemokratisch-agitatorischen Machenschaften der Herren Aerzte unbegreiflicher Weise Vorschub zu leisten und die Fabrikherren in ihrem selbständigen Verfügungsrecht zu hemmen.«

»Unglaublich!« sagte Direktor Wenderoth.

»Schändlich, schändlich,« bemerkte Herr Baumann.

»Sozialdemokratisch ist das gerade nicht,« sagte Rendant Meier, »denn wir Sozialdemokraten, die die Groschen am nötigsten haben, sollen ja erst recht geschröpft werden, um den Herren Aerzten ein grösseres Einkommen zu sichern. Der Arbeiter wird geknechtet, und wo er sich ein Recht mühsam erkämpft hat, da wird versucht, dies Recht wieder zu vernichten.«

Kommerzienrat Rüdiger rümpfte die Nase.

»Lassen wir doch die politischen Erörterungen,« fiel Herr Baumann ein, »das führt zu nichts, unsere Interessen sind jetzt dieselben und wir müssen den Kampf durchführen. Zunächst müssen wir sehen, dass wir noch zwei Kassenärzte bekommen.«

»Wenn ich nur wüsste, wer den Dr. Kurz verhetzt hat, dass er wieder abgereist ist,« sagte der

Herr Kommerzienrat; »dieser Hetzer muss ein besonderes Interesse haben, denn nur er kann es sein, der ihm die dreihundert Mark zur Rückzahlung gegeben. Ich weiss, dass Dr. Kurz bis über die Ohren in Schulden steckt, sonst hätte er sich auch nicht mit dem Fixum von M. 4000 ködern lassen.«

»Das kann ich Ihnen sagen, durch einen reinen Zufall hab' ich das erfahren,« sagte Direktor Wenderoth.

»Wirklich, Herr Direktor? Da bin ich neugierig,« erwiderte ihm der Kommerzienrat.

»Mein Kutscher ist der Liebhaber vom Dienstmädchen des Herrn Dr. Lang und dieses hat ihrem Geliebten erzählt, dass Dr. Kurz zum Nachtessen bei Dr. Lang war, dass sie sich zuerst gezankt und dann in grösster Liebe und Einigkeit sich getrennt haben.«

»Ah, wieder der Dr. Lang, das scheint mir ein rechter Intrigant zu sein,« sagte Baumann.

»Intrigant möchte ich nicht gerade sagen,« entgegnete der Kommerzienrat, »aber er ist ein scharfer Schütze und wehrt sich seiner Haut; aber schlägst Du meinen Juden, schlage ich Deinen Juden, ich lass' mich von Dr. Lang nicht unterkriegen.«

»Was schlagen Sie zunächst vor, Herr Kommerzienrat?« fragte Baumann.

»Zunächst müssen wir ihm unsere Privatkundschaft entziehen. Wenn wir wirklich drei fest angestellte Kassenärzte haben, dann können diese auch Privatkundschaft übernehmen und wir müssen sie unterstützen, denn dadurch bekommen wir zuerst die Möglichkeit, das Fixum der Kassenärzte zu beschränken und dafür die Zahl der Kassenärzte zu vergrössern.«

»Zu mir kommt er nicht mehr ins Haus,« sagte Baumann.

»Zu mir auch nicht,« sagten alle.

»Für mich,« fügte der Kommerzienrat hinzu, »existiert Dr. Lang als Arzt nicht mehr, für mich und meine Familie nehme ich nur noch Dr. Winkeleisen in Anspruch, denn Dr. Winkeleisen hat dadurch allein schon, dass er vertragstreu geblieben, bewiesen, dass er ein ganzer Kerl und zuverlässig ist.«

»Dr. Winkeleisen kann aber keine drei Tage die Sache allein machen, wenn auch der Herr Lorenz uns, das heisst der Ortskrankenkasse, durch die ärztliche Behandlung, die wir ihm manchmal anvertrauen, sehr nützlich ist. Sie, die Herren von den Fabrikkassen, sollten auch den Lorenz annehmen.«

»Ach was, der Lorenz!« sagte der Kommerzienrat wegwerfend, »dem Lorenz will ich meine Arbeiter

nicht anvertrauen; ich lass mir nicht auf dem Kopf tanzen, aber einem Friseur, der meistens halb besoffen ist, gebe ich meine Kassenpraxis nicht.«

»Ich sag Ihnen, Herr Kommerzienrat, bei Venenentzündung —

»Ne, Herr Meier, wir können uns sonst helfen. Sie wissen ja alle, dass uns noch der Dr. Nickelsberg und Dr. Hasenfeld zur Verfügung stehen, ich habe sie nur nicht angestellt, weil ihre Forderung zu hoch war und ich immer noch glaubte, billigere aufzutreiben. Wenns aber sein muss, dann müssen wir die bittere Pille tapfer hinunterschlucken. Wir brauchen nur telegraphisch zuzusagen, und morgen sind sie da.«

»Wohl wahr,« bemerkte Baumann, »die Pille ist aber sehr bitter, denn Dr. Nickelsberg kommt nicht unter 7000 Mark und Dr. Hasenfeld verlangt gar 7500 Mark Fixum, da gewinnen wir gar nichts, das kostet uns schliesslich gerade so viel, als wenn wir uns mit dem Verein der Aerzte geeinigt hätten.«

»Jetzt darf zunächst das Geld keine Rolle spielen,« erwiderte der Kommerzienrat, »jetzt heisst's siegen oder fallen. Wir müssen in erster Linie sehen, dass wir Herr in unserem Hause bleiben. Die Kassenärzte sind unsere Beamten und haben sich

unseren Anordnungen zu fügen, aber die anderen wollen unsere Herren sein und dafür dank' ich.«

»Die »Honorigen« die wollen uns knebeln,« sagte mit bitterem Spottlächeln Rendant Meier.

»Ich meine, wir sind uns so weit klar,« sagte der Kommerzienrat, sich auf die Lippen beissend, aber ohne dem Rendant Meier einen Blick zu gönnen oder seinen Einwurf sonst irgendwie zu beachten, »dass wir wissen, was zu tun ist. Lassen Sie uns darüber abstimmen, ob wir Dr. Nickelsberg und Dr. Hasenfeld telegraphisch zusagen wollen oder nicht. Wer dafür ist, möge die rechte Hand heben. Danke meine Herren, einstimmig angenommen, und jetzt gehe ich sofort hin, um die Depeschen aufzugeben, damit sie morgen hier sind.«

Indem er sich erhob, rief er noch mit begeisterter Stimme: »Seid einig, einig, einig, Einigkeit macht stark«.

Man schüttelte sich die Hände und ging auseinander.



VI.

Der Kommerzienrat setzte die Depeschen auf, rief Michael herbei und befahl ihm, sie sofort zum Telegraphenamt zu tragen. So ging Michael und Rendant Meier zusammen die Hauptstrasse hinunter.

»Na, was habt Ihr beschlossen?« fragte Michael.

»Alles in Ordnung, wir bekommen noch zwei und dann haben wir genug.«

»Ich bin recht froh, wenn ich nichts mehr mit Dr. Lang zu tun hab'.«

»Warum? Er war doch gerade bei Kommerzienrats der tägliche Gast?«

»Gerade das ist für mich der Aerger gewesen, vor mir hat er keinen Respekt gehabt, auch wenn ich als Kassenvorstand zu ihm kam, sagte er immer Michael zu mir.«

»Das ist doch kein Wunder, da er immer bei Kommerzienrat's war.«

»Dr. Winkeleisen sagt aber Herr Roth zu mir, der hat doch mehr Bildung als Dr. Lang.«

»Ja, »die Honorigen« bilden sich zu viel ein und wollen was Besonderes sein.«

»Wen meinst Du denn mit den Horigen?«

»Ach, ich sag doch die Honorigen. So nennt unsere Zeitung immer die Aerzte, die dem Verband angehören, weil sie meinen, sie wären honoriger als die Kassenärzte, und weil sie auf die Kassenärzte, die nicht zum Verband gehören, schimpfen und sie verachten.«

»Ist denn Dr. Lang auch von den Honorigen?«

»Ach hör' doch zu, wir schimpfen sie ja nur so und Dr. Lang gehört auch zum Verband und ist sogar der Führer und Haupthetzer im hiesigen Verein.«

»Ich guck den Dr. Lang gar nicht mehr an, in unser Haus kommt er nicht mehr.«

»Kommt er garnicht mehr zu Kommerzienrat's?«

»Gar nicht. Gestern bin ich an ihm vorbeigegangen und hab ihn nicht einmal gegrüsst; ich glaube aber, er hat es nicht gesehen, sonst hätte er sich doch geärgert.«

»Jetzt begegnet uns Dr. Winkeleisen,« unterbrach ihn Meier und stiess ihn in die Seite.

Beide rissen die Mütze ab: »Guten Tag, Herr Doktor.«

»Guten Tag, meine Herren,« erwiderte Dr. Winkeleisen.

»Siehst Du, das ist doch was Anderes, hast Du gesehen, wie der uns grüsst?« sagte Michael.

»Kunststück, wir sind doch auch Kassenvorstände; aber da hinten kommt auch Dr. Lang,« erwiderte Meier.

»Wir wollen uns recht laut unterhalten, dass er uns sehen muss, und wollen ihn nicht grüssen,« sagte Michael.

Und das geschah. Sie sprachen laut und gingen dicht an Dr. Lang vorbei. Rendant Meier machte unwillkürlich, aus Gewohnheit eine verlorene Bewegung, als ob er Doktor Lang grüssen wollte, aber unterliess es. Michael hingegen schaute ihn stramm an, ohne eine Hand zu rühren. Dr. Lang ging vorbei und der schärfste Beobachter hätte nicht sagen können, ob er die beiden gesehen hatte oder nicht.

»Ja, siehst Du? Scheusslich! Die Horigen —«

»Die Honorigen.«

»Ach so, ja die Honorigen sind arg stolz, aber wir kriegen sie unter, jetzt muss ich aber da einbiegen, damit ich die Depeschen aufgeben kann. Adieu.«

»Adieu, Michael.«

Indes war der Kommerzienrat nach seiner Villa gekommen, denn es war nicht mehr weit zur Mittagszeit.

Die Frau Kommerzienrat und Marie waren im Wohnzimmer mit Handarbeit beschäftigt.

»Nun Wilhelm, kommst Du jetzt erst aus der Stadt?«

»Nein, ich bin schon zwei Stunden zurück.«

»Hast Du was erreicht?«

»Gar nichts, im Gegenteil, die Regierung ist gegen uns.«

»Ei, Ei.«

»Es bleibt uns nichts anderes übrig, als die Zahl der Kassenärzte, wie es die Regierung verlangt, einzustellen.«

»Habt Ihr denn welche?«

»Jawohl, genug, nur verflucht teuer wird die Geschichte.«

»Wollt Ihr wieder mit dem Verein der Aerzte verhandeln?«

»Fällt uns gar nicht ein.«

»Aber wie? —«

»Ich habe gleich nach der Rückkunft mit den Kassenvorständen verhandelt und jetzt sind die Depeschen schon fort, morgen sind zwei weitere Kassenärzte da.«

»Ich bin nur froh, denn Du regst Dich bei der Sache zu sehr auf; wenn die Geschichte fertig ist, wird es doch wieder gemütlicher.«

»Gemütlich? Zum Teufel auch, mir steht die Sache bis an den Hals.«

»Ja, aber warum denn? wenn Du doch siegst —«

»Und wenn ich zehnmal siege. An mir hängt allein alles, ich muss allein die Katz durch den Bach schleifen und muss mich noch mit solchen Kerls wie Rendant Meier verbinden. Ich habe vor Jahren die Fabrikkrankenkasse nur gegründet, weil ich mit der Verwaltung der Ortskrankenkasse nichts mehr zu tun haben wollte, weil mir die Geschichte zu sozialdemokratisch verlumpt war und jetzt muss ich mit ihnen an einem Strang ziehen, denn, wenn ich mich unterkriegen lasse, bin ich bis auf die Knochen blamiert.«

»Könnt Ihr nicht ohne die Ortskrankenkasse vorgehen?«

»Nein, da sind wir zu schwach.«

»Wer ist denn der Hauptmann von der Ortskrankenkasse?«

»Der Meier, es wird mir ordentlich bitter im Halse, wenn ich nur seinen Namen nenne.«

»Ja, warum denn?«

»Erstens, weil er mir zu viel Vetterles spielt. Den Friseur Lorenz will er mit Gewalt zur Behandlung der Kassenmitglieder zulassen als Naturheilkundigen.«

»Und der kann nichts.«

»Woher? Ein Friseur, der nie was getan und gelernt als rasieren und Haarschneiden und dann soll er noch Spezialist sein für Venenentzündung. Lächerlich! Hast Du schon von so einer Spezialität gehört?«

»Nein, das braucht Dich doch aber nicht zu genieren, wenn Ihr ihn nicht zu nehmen braucht.«

»Ja, das ist ja auch Nebensache; ich habe aber auch noch eine andere Sache gehört, von der ich vorher nichts gewusst habe und die mich anekelt.«

»Was ist denn das?«

»Der Hauptgrund, warum der Verein der Aerzte gekündigt hat, das hab ich jetzt gehört, war der, dass die Ortskrankenkasse dem Dr. Walter ohne Veranlassung nur auf das Treiben des Meier gekündigt hat und der wirkliche Grund, warum man ihm gekündigt hat, ist mir jetzt erst durch Zufall bekannt geworden.«

»Du meinst die Grobheit des Meier gegen Dr. Walter?«

»O nein, das mein ich nicht. Die Aerzte hätten sich gegen eine Grobheit schon wehren können.«

»Ja, aber was denn?«

»Die Hauptsache ist der Grund, warum der Rendant Meier schon lange auf Dr. Walter einen Hass hatte.«

»Was ist denn das für ein Grund?«

»Eines Tages, kurz vor der Kassenrevision hat Rendant Meier dem Dr. Walter ein paar hundert Krankenkassenzettel vorgelegt und hat gesagt, sie wären durch ein Versehen ununterschrieben geblieben, er sollte sie rasch unterschreiben.«

»Nun?«

»Nun, das hat Dr. Walter natürlich nicht getan, da sollte sicher ein Schurkenstreich versteckt werden, denn so viele Krankenzettel können nicht aus Versehen ununterschrieben geblieben sein.«

»Hat denn nachher Geld in der Kasse gefehlt bei der Revision?«

»Er wird sich hüten! Man kann Geld hinlegen und herlegen; aber auf Dr. Walter hatte er seitdem eine furchtbare Wut. Hätte ich diesen Grund vorher gewusst, dann hätte ich mich lieber mit den Aerzten verständigt als mit den Kassen und wenn es mich noch so viel gekostet hätte.«

»Das glaub ich Dir, lieber Wilhelm, ich weiss, dass Du entschieden für Dein Geschäft bist, wie ein Mann sein soll, aber Unehrenhaftigkeit ist Dir fremd.«

»Ja, und der Meier spricht noch von den Aerzten nie anders als von den »Honorigen«, weil das so in seinen Blättern steht, und wenn ich das spitze Gesicht ansehen und den Spott anhören muss, mit dem er immer »die Honorigen« sagt, dann juckt mir's in der Hand.«

»Ach, Papa,« mischte sich Marie ein, »das ist ja schon mehr vorgekommen, dass Leute, denen man einen Schimpfnamen beilegen wollte, diesen Schimpfnamen sich selbst als Ehrennamen beilegten wie die Geusen; und »die Honorigen« ist doch noch nicht einmal geschimpft, sie sind doch honorig.«

»Ach was, der Ton macht die Musik. Der Kerl meint, wenn er die »Honorigen« sagt, Wunder, was er ihnen angetan. Pack!«

»Ach, Wilhelm, jetzt ärgerst Du Dich schon wieder, lass uns von etwas anderem reden.«

»Meinetwegen, ich hab es dick und satt.«

»Hör einmal, Wilhelm, ich gebe nächste Woche einen Damenkaffee, dazu habe ich früher auch immer die Frau Amtsrichter eingeladen, meinst Du, dass ich sie auch diesmal einlade?«

»Ja, aber warum denn nicht?«

»Weil Dr. Lang mit uns verfeindet ist.«

»Wie? Seit wann denn? ich weiss nichts von Feindschaft, ich unterhalte mich oft mit ihm beim Glas Bier im Restaurant.«

»Aber er kommt doch nicht mehr zu uns.«

»Er ist nicht mehr unser Arzt.«

»Er kommt aber auch sonst nicht mehr, sogar beim letzten Jagdfrühstück war er nicht.«

»Das hat seine Gründe, die ich verstehe und billige, das kommt nicht hierher. Lade nur die Frau Amtsrichter wie gewöhnlich ein.«

In diesem Augenblick trat Michael ein und meldete: »Es ist serviert.«

»Hast Du die Depeschen besorgt, Michel?«

»Jawohl, Herr Kommerzienrat, die Honorigen werden gucken.«

»Zum Teufel, Michel, was erlaubst Du Dir? Hier sprichst Du nur, was Du gefragt wirst, und wenn ich im Hause nochmals Meier'sche oder sozialdemokratische Reden höre, dann fliegst Du hinaus. Verstanden!«



VII.

Dr. Nickelsberg und Dr. Hasenfeld kamen am folgenden Tage. Damit sie für die in ihrem Reviere wohnenden Kassenmitglieder leichter zu erreichen wären, bezog Dr. Nickelsberg eine Wohnung mitten in der Stadt in der Nähe des Marktplatzes und Dr. Hasenfeld schlug sein Heim in einer Seitenstrasse auf mitten zwischen den kleinen Häusern des Arbeiterviertels, während Dr. Winkeleisen nicht weit vom Bahnhofe in der Hauptstrasse seine Wohnung genommen hatte, da dies dem Fabrikviertel und, was die Hauptsache für ihn war, auch den Villen der Fabrikbesitzer nahe war.

Die Villen waren nicht in einem besonderen Stadtviertel erbaut, sondern jeder Fabrikherr hatte an sein Fabrikanwesen angrenzend einen sehr grossen Garten, in welchem die Villa erbaut war. Dr. Winkeleisen hatte dieses Revier erwählt, weil den Kassenärzten die Privatpraxis, wenn auch nur auf Widerruf gestattet war, und er so hoffen konnte, dass ihm, dem die Betriebsunfälle

in den Fabriken in erster Linie zugewiesen worden waren, auch leicht die Praxis in den Familien der Fabrikherren zufallen würde, um so mehr als auch Dr. Lang gerade in dieser Gegend seine Wohnung hatte.

Der ganze Monat Januar brachte ein klares Frostwetter und einen ausserordentlich günstigen Gesundheitszustand, so dass die drei Kassenärzte die Arbeit ganz gut bewältigen konnten. Dr. Winkeleisen hatte anfangs einen etwas übermässig starken Zulauf aus dem Arbeiterviertel, welches eigentlich der Bezirk des Dr. Hasenfeld war, weil die Arbeiter unter sich sagten, dass Dr. Hasenfeld ein wenig zu streng sei. Er untersuchte jeden, sobald er arbeitsunfähig geschrieben sein wollte, auf's genaueste und liess sich nicht leicht täuschen, während Dr. Winkeleisen die Untersuchungen und die Ausstellung der Krankenzettel summarischer behandelte, sodass man bei ihm leichter arbeitsunfähig geschrieben werden konnte. Nach und nach nahm aber die Sprechstundenfrequenz des Herrn Dr. Winkeleisen wieder ab, weil er seine Sprechstunden immer erst eine Stunde nach der festgesetzten Zeit eröffnete.

Er kam immer erst spät in der Nacht nach Hause und musste sich morgens ausschlafen, und weil er die

Vormittagssprechstunde spät anfing, wurde er auch mit den Krankenbesuchen so spät fertig, dass die Sprechstunde nachmittags sich durch zu späten Beginn lange hinaus zog. Dr. Winkeleisen machte seine Besuche bei den Kassenmitgliedern wohl schnell ab, hielt sich aber bei den wenigen Privatkunden aus seiner goldenen Praxis so lange auf, dass die Kranken, die stundenlang in seinem Wartezimmer auf den Beginn der Sprechstunde warten mussten, mit der Zeit ungeduldig und unzufrieden wurden und sich zunächst wieder allmählich zu Dr. Nickelsberg und namentlich zu Dr. Hasenfeld verzogen. Besonders der letztere erhielt dadurch eine unverhältnismässig grosse Arbeitslast, obgleich er, wie sein Kollege Nickelsberg, eigentlich so gut wie gar keine Privatpraxis auszuüben hatte. Er hielt eine solche auch mit der gewissenhaften Versorgung seiner grossen Kassenkundschaft unvereinbar.

Durch diese Verhältnisse bekam Dr. Winkeleisen schliesslich eine sehr grosse Zahl solcher Kunden, die aus irgend einem Grunde arbeitsunfähig geschrieben werden wollten, ohne dass dies gerade nötig gewesen wäre. Die Krankenkassen merkten sehr bald, dass sie durch das Vorgehen des Herrn Dr. Winkeleisen sehr stark

belastet wurden, konnten aber nichts dagegen tun, da der Vorstand der grössten Kasse, der Ortskrankenkasse, mit Dr. Winkeleisen sehr zufrieden war. Der Grund dieser Zufriedenheit ist begreiflich, wenn wir einmal die Unterhaltung belauschen, die Herr Rendant Meier eines Tages mit Dr. Winkeleisen hatte.

»Guten Morgen, Herr Doktor.«

»Guten Morgen, sehr geehrter Herr Meier, was verschafft mir die Ehre?«

»Ich wollte Ihnen sagen, dass gestern ein Mitglied unserer Kasse bei mir Beschwerde über Sie geführt hat.«

»Ei, ei, mein lieber Herr Meier, was ist denn los?«

»Da war ein Mann bei mir, ich kann Ihnen auch den Namen nennen —«

»Gar nicht nötig, lieber Herr Meier, aber um die Sache gemütlich zu besprechen, lassen Sie uns eine Zigarre anzünden; darf ich Ihnen auch eine anbieten und ein Gläschen Wein?«

»Mit Vergnügen, Herr Doktor.«

»Na, nu mal los, lieber Herr Meier.«

»Das Mitglied sagte, es sei um zwei Uhr pünktlich in Ihrer Sprechstunde gewesen und es

hätten sich nach und nach mehr als 20 Patienten angesammelt.«

»Sehen Sie, lieber Herr Meier, wir haben viel Arbeit und müssen unser Gehalt sauer verdienen.«

»Herr Doktor, der Mann sagte aber, Sie wären erst um ein halb vier Uhr gekommen.«

»Bewahre, bewahre, es war höchstens drei Uhr und ich bin erst um zwei Uhr zu Tisch gekommen, so viele Besuche hatte ich zu machen.«

»Ja, Herr Doktor, Sie sollen morgens mehr als eine Stunde bei Herrn Baumann Besuch machen.«

»Nein, lieber Herr Meier, dazu haben wir keine Zeit, ich war vielleicht 5 Minuten bei Frau Baumann und ging dann durch das hintere Gartenpförtchen und machte eine Menge Besuche in den Baumannschen Arbeiterhäusern und ging dann später durch den Garten wieder zurück.«

»Es wurde auch noch geklagt, Herr Doktor, dass Sie nachts auch bei den ärgsten Notfällen nicht aufstehen.«

»Ein unglücklicher Zufall, lieber Herr Meier, dass gerade meine Schelle nicht ging.«

»Ja, Herr Doktor, die Kassenmitglieder klagen, dass Sie nicht e i n m a l, sondern schon öfters nachts nicht gekommen sind und dass Sie Ihre Schelle ab-

gestellt hätten. Wir haben schon mehrere Male dem Dr. Lang für ärztliche Notbesuche in der Nacht Honorar zahlen müssen.«

»O bitte sehr, lieber Herr Meier, nur unglücklicher Zufall, dass die Schelle nicht ging.«

»Ach, das dacht ich mir gleich. Ich hätte aber noch eine Bitte an Sie.«

»Womit kann ich dienen, lieber Herr Meier?«

»Wenn Sie mir manchmal Fälle sagen würden, die man dem Naturheilkundigen Lorenz zuweisen könnte. Anstellen können wir ihn ja nicht, aber wir könnten ihm manchmal geeignete Fälle zuweisen, für seine Wasser- und Massagebehandlung —«

»Gewiss, lieber Herr Meier, dazu bin ich gern bereit, Herr Lorenz ist ja ein sehr intelligenter Mensch.«

»Namentlich ist der Lorenz ein Spezialist für Venenentzündung.«

»So so! das ist ja recht schön, nun ich werde schon sorgen dafür.«

»Herr Doktor, dürfte ich Sie noch bitten, recht streng zu sein mit den Krankengeldern.«

»Das bin ich, lieber Herr Meier, das bin ich, aber Sie sind doch ein sehr intelligenter Mann, ja, das darf ich ohne zu schmeicheln sagen, ein Mann

von seltener Intelligenz, wie ich bisher wenige gesehen.«

»Sie sind sehr liebenswürdig, Herr Doktor.«

»Durchaus nicht, durchaus nicht, mein voller Ernst, lieber Herr Meier.«

»Ich danke, Herr Doktor, wir sind ja auch sehr zufrieden mit Ihnen.«

»Bitte, bitte recht sehr, lieber Herr Meier. Empfehle mich, empfehle mich, lieber Herr Meier.«

Von Dr. Winkeleisen ging Herr Meier zu Dr. Hasenfeld.

»Guten Morgen, Herr Doktor.«

»Guten Morgen, was steht zu Diensten?«

»Ich wollte mit Ihnen einmal über das Kassenmitglied Johann Gröhahn sprechen.«

»Bitte, fassen Sie sich kurz, Sie sehen ja, wieviel Leute noch draussen warten.«

»Ich wollte mir erlauben zu bemerken, dass Ihre Diagnose auf Ischias nicht richtig ist.«

»Kümmern Sie sich gefälligst um Ihre Kassenangelegenheiten und nicht um meine Diagnosen.«

»Ich habe mir erlaubt, den Fall Gröhahn in vertrauensärztliche Kontrolle zu geben.«

»Das haben Sie sich erlaubt, ohne mir vorher davon Mitteilung zu machen?«

»Der Herr Lorenz —«

»Wie? Herr Lorenz ist Ihr Vertrauensarzt?«

»Herr Lorenz behauptet, es sei nicht Ischias, sondern Venenentzündung.«

»Ha, ha, ha! machen Sie, dass Sie fortkommen.«

»Ich bitte, Herr Doktor, Herrn Lorenz als Spezialist für Venenentzündung —«

»Hören Sie einmal, Herr Meier, was ich Ihnen sage. Herr Lorenz ist ein Spezialist für Rasieren und Haarschneiden gewesen und ist jetzt Spezialist für Kartoffelfusel und für betrügerische Quacksalberei.«

»Herr Doktor, ich bitte —«

»Herr Meier, warten Sie, bis ich fertig bin. Sie sind ein Spezialist dafür, den Lorenz auf Kosten der Kassen in betrügerischer Weise zu unterstützen.«

»Herr Doktor —«

»Warten Sie, bis ich fertig bin, Herr Meier. Wenn Sie nochmals wagen, Kassengelder unter der Rubrik vertrauensärztliche Kontrolle zu vergeuden, oder wenn Sie es nochmals wagen, einen meiner Fälle einem Quacksalber, Kurpfuscher und Betrüger zu übergeben, dann werde ich Sie bei der Behörde wegen Untreue in der Kassenverwaltung zur Anzeige bringen.«

»Das werden Sie mir büssen, das werden Sie mir büssen, Herr Doktor.«

»Seien Sie so freundlich, Herr Meier, ich habe zu tun.«

Es ist kein Wunder, dass Herr Meier mit Dr. Winkeleisen zufriedener war als mit Dr. Hasenfeld, der stets seinen geraden Weg ging und nur Sinn für Erfüllung der einmal übernommenen Pflichten hatte.

Der Hass, den er nicht offen zu zeigen wagte, bohrte im stillen und Herr Meier nahm sich vor, diesem Dr. Hasenfeld ein Bein zu stellen, sobald sich die Gelegenheit bieten würde. Um nicht im Kampfe gegen Dr. Hasenfeld allein zu stehen, hetzte er Michael Roth auf und dieser war dumm genug, auf Anstiften des Herrn Meier zu Dr. Hasenfeld zu gehen und ihm, ohne von dem Gesamtvorstand beauftragt zu sein, im Namen des Kassenvorstands der Brauerkasse und des Sanitätsvereins Vorhaltungen zu machen über die teueren Rezepte, die er verschreibe, namentlich warf er ihm vor, dass er bei verschiedenen diphteritischen Anfällen Heilserum angewendet habe; damit müsse man warten, bis der Fall sich so entwickelt habe, dass höchste Lebensgefahr sich eingestellt habe. Die Kassen seien durch

die vielen Krankengelder so in Anspruch genommen, dass sie vorteilhafter gehandelt hätten, wenn sie dem Verein der Aerzte, anstatt der verlangten 5 Mark 7 Mark für den Kopf bewilligt hätten. Wenn Dr. Hasenfeld nicht unterlasse, so teure Rezepte, namentlich Heilserum anzuwenden, würden sie ihn für die unnötige Mehrbelastung haftbar machen und sich für die zu hohe Belastung der Kassen durch Gehaltsabzüge bei Dr. Hasenfeld schadlos halten. Dr. Hasenfeld erklärte kurz, dass er sich in der gewissenhaften Behandlung seiner Kranken nicht durch die Rücksicht auf den Wunsch der Kassenvorstände beeinflussen lasse und blödsinnige Einmischungen ebensowenig sich gefallen lasse, als betrügerische. Als Michael noch etwas sagen wollte, wies er ihm kurzerhand die Türe. Michael konnte, da er ohne Auftrag der Kassenvorstände gehandelt, nichts tun, als Dr. Hasenfeld ebenso zu hassen, wie es Meier schon tat. So hatte Dr. Hasenfeld auch in den verschiedenen Verwaltungen schon zwei erbitterte Feinde.

Er ahnte nicht den Hass, der im Herzen Michaels und Meiers gegen ihn glühte, aber selbst wenn er genau davon unterrichtet gewesen wäre, hätte das Dr. Hasenfeld vollständig gleichgültig gelassen.

Er ging so ganz in seinem Beruf auf und hatte sich den ganzen Idealismus, der ihn einst als Jüngling getrieben hatte, sich dem ärztlichen Berufe zu widmen, auch noch heute bewahrt, trotzdem er nun schon zehn Jahre Praxis hinter sich und er allen Aerger über Undank und Rücksichtslosigkeit der Kundschaft, der keinem Arzte erspart bleibt, reichlich gekostet hatte. Trotz vieler bitterer Erfahrungen fühlte er sich noch immer befriedigt von seinem Stande und fühlte sich glücklich, dass er der leidenden Menschheit häufig Rettung und mindestens immer Tröstung und Erleichterung für körperliche und seelische Leiden bringen konnte, noch immer betrachtete er sich ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen der bei ihm Hilfe suchenden als Vertrauten und geeigneten Berater seiner Klienten, auch in den Dingen, die nur mittelbar mit der Krankheit in Verbindung standen.

Er sah seine Mühe und Arbeit noch immer nicht als eine rein gewerbliche Tätigkeit, als Mittel des irdischen Erwerbs in erster Linie an, obgleich er durchaus nicht so mit irdischen Gütern gesegnet war, dass er ohne das Einkommen, das seine ärztliche Tätigkeit ihm brachte, hätte leben können.

So hatte er auch die vielen Unannehmlichkeiten, die ihm der Verkehr mit manchen Kassenverwaltern gebracht hatte, immer leicht überwunden. Er redete sich sogar ein, dass viele Massnahmen, die er im Interesse seiner Patienten zu bekämpfen für seine Pflicht hielt, nur der Ausfluss einer falsch verstandenen Fürsorge für die Interessen der Versicherten seien und beurteilte deshalb Missgriffe und schädliche Anordnungen der Kassenvorstände milde, wenn er sie auch entschieden bekämpfte. Aber diese beiden Fälle, dass Rendant Meier einen seiner Patienten, um einem Verwandten materiellen Vorteil zu schaffen, einem Kurpfuscher überwies, wodurch sein Patient einer ernstlichen Gefahr ausgesetzt wurde, und dass Michael Roth im Namen der Kassenvorstände ihn veranlassen wollte, das Leben eines Patienten auf's Spiel zu setzen, nur um der Kasse eine Ausgabe zu ersparen, das konnte er nicht milde beurteilen, das empörte ihn bis in's innerste Herz hinein. Er lud deshalb seine Kassenkollegen zu einer Besprechung ein, um solche Misstände durch gemeinschaftliche Vorstellungen ein für alle Mal abzuschaffen.

Am Abend sassen die drei Kassenkollegen im Studierzimmer des Dr. Hasenfeld bei einem Glase Bier, gemütlich eine Zigarre rauchend. Dr. Hasen-

feld hatte soeben den beiden anderen Herren von den Unterredungen erzählt, die er mit Meier und Michael gehabt. Dr. Nickelsberg war wütend und schlug vor, dass man sich an die Mitglieder direkt wenden müsse, in einer öffentlichen Versammlung, um dem Vorstande ein Misstrauensvotum geben zu lassen und solche Uebergriffe und Ungerechtigkeiten ein für alle Mal unmöglich zu machen.

»Sie nehmen die Sachen viel zu tragisch, meine Herren Kollegen,« sagte Dr. Winkeleisen, »es ist gar kein Unglück, wenn der Lorenz von uns zu Leistungen benützt wird, die ein Heilgehülfe leisten kann.«

»Darum handelt es sich doch hier nicht, man hat meinen Patienten dem Lorenz zur vertrauensärztlichen Behandlung übergeben, das ist ja eine direkte Verletzung meiner Berufsehre.«

»Ich lächle über solche Sachen, wir wollen lieber sehen, dass wir unsere Gehaltssätze in die Höhe schrauben und wir können das wohl am ersten, wenn wir die Rezeptunkosten vermindern.«

»Denken Sie dabei an die Forderung des Michael Roth, dass man kein Heilserum verschreiben soll, ehe nicht die Todesgefahr ganz nahe gerückt ist?«

»Man kann ja damit etwas langsamer tun, so schnell sterben solche Proletenkinder nicht, die haben eine zähe Natur.«

»Das mache jeder mit seinem Gewissen aus, mir ist es gleich, ob der Patient das Kind eines Arbeiters oder eines Staatsministers ist, mir steht der Arbeiter gerade so nah, wie der Fabrikherr, als Arzt sehe ich nur den Menschen und nicht den Stand oder die Bildung, solche Gesichtspunkte kommen nur für meinen Privatverkehr in Betracht,« sagte Dr. Hasenfeld.

»Recht haben Sie, lieber Kollege,« fiel Dr. Nickelsberg ein, »aber Recht geschieht auch uns. Ich bereue es mit jedem Tage mehr, dass ich mich von Kassenvorständen abhängig gemacht habe, wir hätten solche Stellung nicht annehmen sollen. Jetzt haben wir den Fehler gemacht und müssen auch die Folgen tragen, das heisst i c h werde die Folgen nur bis zu einem gewissen Grade tragen, wenn mir die Sache zu bunt wird, werfe ich ihnen den ganzen Bettel vor die Füsse.«

»Ich fühle mich ganz frei,« erwiderte Dr. Winkeleisen, »den Wichtigtuereien der Vorstände schlage ich ein Schnippchen. Die Hauptsache ist doch, wir verdienen jetzt alle drei mehr als wir in unserer

früheren selbständigen Praxis verdient haben und das Geld geht pünktlich ein. Wenn wir klug sind, können wir unser Einkommen noch bedeutend steigern.«

»Für mich waren solche Erwägungen nicht bestimmend,« sagte Dr. Hasenfeld.

»Für mich auch nicht,« bestätigte Dr. Nickelsberg.

»Aber um Gottes Willen was denn?« fragte Dr. Winkeleisen verwundert.

»Ich,« sagte Dr. Hasenfeld, »habe mich von meinen Standeskollegen nur getrennt, weil ich es für Unrecht hielt, den Kassen die Pistole auf die Brust zu setzen und zu sagen: Ihr müsst Eure Statuten ändern, oder wir streiken. Ich hätte es für richtiger gehalten, den Kassenvorständen Vorschläge zu machen und ihnen in Erwägung zu geben, dass die Forderungen der Aerzte gerecht sind, und wenn die Kassenvorstände das Petitum nicht bewilligt hätten, dann stand noch immer der Weg offen, sich an die Aufsichtsbehörde zu wenden.«

»Das letztere hätte meinen politischen Ansichten nicht entsprochen,« sagte Dr. Nickelsberg, »denn Eingriffe der Behörde in das Recht der Selbstverwaltung halte ich nicht für wünschenswert, aber im

übrigen bin ich auch der Ansicht, dass man den Streik hätte vermeiden können. Heute bin ich allerdings durch meine Erfahrungen als Kassenarzt schon fast irre geworden, heute zweifle ich schon, ob es nicht ein grösseres Unrecht war, den Zusammenhalt mit meinen Standeskollegen aufzugeben und ich vermute, ohne den wirtschaftlichen Verband wäre nichts erreicht worden. Möglicherweise konnte der Verband seine Ansprüche nicht anders als durch Kündigung der Kassenbehandlung durchsetzen.«

»Ach was, für die Kollegen habe ich nicht zu sorgen, jeder für sich und Gott für uns alle, das gilt auch für uns Aerzte,« sagte Dr. Winkeleisen.

»Ja, darin werde ich wohl nicht mit Ihnen übereinstimmen,« sagte Dr. Hasenfeld, »für mich ist auch die Standesehre und das Wohl der Kollegen eine pflichtgemässe Erwägung, ich hielt nur die Annahme der Kassenstellung für das kleinere Unrecht und darin bin ich leider schwankend geworden; ich fürchte fast, dass ich auf der falschen Seite Partei ergriffen habe.«

»Das ist doch jetzt vorbei, wir sind jetzt Gegner des Verbandes und müssen sehen, zusammen zu halten und möglichst Kapital zu schlagen aus unserer Stellung,« warf Dr. Winkeleisen ein.

»Ein Gegner des Verbandes? ich? Nein, das war ich nicht; nie,« sagte Dr. Hasenfeld ganz erschrocken, »ich war nur nicht mit dem energischen Vorgehen desselben einverstanden, aber das muss ich sagen, in den letzten Monaten bin ich in meiner Ueberzeugung schwankend geworden. Mit meinen Vorschlägen habe ich bei den Vorständen nichts, aber auch rein gar nichts erreicht, im Gegenteil, ich fühle, dass ich mir durch meine Vorschläge das Vertrauen verscherze und mir Feindschaft zuziehe, wenn ich es auch noch so gut meine.«

»Die innere Verwaltung geht uns gar nichts an, lassen wir doch die Vorstände tun, was sie wollen und sorgen wir für uns; wenn wir uns um innere Dinge kümmern, ziehen wir den kürzern, wir sind die Angestellten und die Kassenvorstände sind unsere Herren.«

Bei diesen Worten stiess Dr. Nickelsberg seine Zigarre so heftig in den Aschenbecher, dass nicht nur die Asche sich losstiess, sondern auch die Funken herumstoben und auf die Decke fielen.

»Ich danke für solche Vorgesetzte,« rief er etwas laut, »ich sehe, wir fassen die Sache zu verschieden auf, um jemals zu einem gemeinschaftlichen Schritt zu gelangen, für mich liegt die Sache so, dass ich

die Stelle aufgebe und reumütig zum Verbande zurückkehre, wenn mir persönlich die geringste, ehrenrührige Behandlung zu teil wird; dasselbe tue ich, wenn einer von Ihnen zur Rettung seiner Berufsehre einen solchen Schritt für sich oder für uns nötig erklärt und damit basta!«

Man merkte ihm an, dass es ihn Mühe kostete, sich so weit zurückzuhalten, dass er gegen seinen Kollegen Winkeleisen nicht persönlich wurde. Er erhob sich ärgerlich und verliess nach kurzem Abschied das Zimmer. Dr. Winkeleisen folgte ihm bald nach, die Beratung war ohne Erfolg verlaufen.

Ende Februar sass morgens zehn Uhr der Herr Kommerzienrat Rüdiger in seinem Bureau und hatte gerade seine Privatkorrespondenz beendigt, als es anklopfte und ein Brauer rasch und aufgeregt eintrat.

»Was wünschen Sie?«

»Herr Kommerzienrat, es ist ein Unglück passiert in der Picherei.«

»Was ist geschehen?«

»Es ist ein Fass explodiert.«

»Es sind doch keine Menschen verunglückt?«

»Doch, Herr Kommerzienrat, einer hat eine grosse Wunde am Kopf und der andere wurde am Bein getroffen; der Oberschenkel ist gebrochen.«

»Ist ein Arzt da?«

»O ja, Dr. Hasenfeld ist da.«

»Wie kommen Sie dazu, Dr. Hasenfeld zu bestellen, der so weit weg wohnt, anstatt Dr. Winkeleisen, der nur einige Schritte von hier wohnt?«

»Wir haben zuerst an Dr. Winkeleisen telephoniert, aber er sagte, er könne nicht kommen.«

»Warum konnte er nicht kommen?«

»Er sagte, er sei gerade zu einer schweren Entbindung gerufen, wo es sich um Leben und Tod handle, da müsse er zuerst hingehen.«

»Gut. Was hat Herr Dr. Hasenfeld angeordnet?«

»Herr Dr. Hasenfeld hat dem einen den Kopf verbunden und dem andern legte er eine Notschiene an, damit der Verletzte ohne zu grosse Schmerzen mit der Matratze auf einen Krankentransportwagen gelegt und in seine Wohnung verbracht werden kann, aber der Materialverwalter sagt, dass der Transportwagen der Brauerei seit gestern in Reparatur sei.«

»Schadet nichts, ich werde gleich einen herbesorgen.«

Der Kommerzienrat trat ans Telephon:

»Bitte, Nummer 23 — Guten Morgen, Herr Baumann — Könnten Sie mir Ihren Krankentransportwagen leihen, ich habe einen Unfall in der Fabrik gehabt und mein Wagen ist in Reparatur — Danke

schön, ich lasse ihn gleich holen — Wen wollen Sie mir schicken? — Dr. Winkeleisen? Ist denn der bei Ihnen? — Seit wann denn? — Seit einer halben Stunde schon? — Was ist denn bei Ihnen los? — So? Ihre Frau Gemahlin hat wieder einmal ihre Migräne? — Tut mir leid, wünsche gute Besserung — Nein, Dr. Winkeleisen brauchen Sie nicht zu schicken, es ist schon ein Arzt da — Guten Morgen.«

Sich zum Arbeiter wendend, sagte er: »Gehen Sie nur gleich zum Herrn Baumann und besorgen Sie den Transportwagen, aber halt! erst gehen Sie in die Villa und sagen, dass man etwas Stärkendes zu den Verletzten bringt.«

»Ist schon besorgt,« sagte lächelnd der Brauer, das gnädige Fräulein hat gleich Wein und Kognak und Schinken gebracht und ist noch in der Schwenkhalle, wo die Verunglückten sind.«

»Gut, gehen Sie nur, ich werde auch gleich in die Schwenkhalle kommen.«

Als der Brauer das Bureau verlassen hatte, sagte der Kommerzienrat mit stolzem, selbstzufriedenen Gesicht: »Die Marie ist doch ein prächtiges Mädel, immer hat sie gleich die richtige Idee und ist selbst zur Stelle, ja es ist doch ein Prachtmädel. — Aber Dr. Winkeleisen? Das ist doch noch nicht dagewesen, — sagt, er kann nicht kommen bei einem solchen Unfall und geht zur Frau Baumann, die alle Woche

einmal Kopfweh hat! Das soll gewissenhaft sein? Um ein paar Mark einen armen Teufel liegen zu lassen und die reiche Dame zu besuchen! Nein, es ist ein Glück, dass wir die Privatpraxis nur auf Widerruf gestattet haben. Solchen Leuten muss das Recht entzogen werden! Und dann lügt er noch! Ei ei ei! Er sagt, er sei zu einer Entbindung gerufen! Und dem soll ich meine Familie zur Behandlung anvertrauen? O nein, ich danke! Hätte Dr. Lang das auch getan? Nein, nein, und hundertmal nein, der ist doch von anderem Holz! Aber er ist an allem schuld, ich möcht ihn hassen, dass er mich gezwungen hat zu diesem Kampf, vor dem es mich schon ekelt. — Mit solchen Leuten muss ich mich verbinden und gegen solche Leute muss ich kämpfen. Verflucht noch einmal!«

Dabei klopfte er auf den Tisch, dass der Prokurist die Türe des Hauptkontors öffnete und fragte:

»Herr Kommerzienrat, Sie haben gerufen?«

»Nein.«

»Ich glaube gar, ich habe laut mit mir gesprochen, dass der mich fragt, ob ich gerufen habe, das wäre doch zu dumm! O Herr Dr. Lang, was haben Sie aus mir gemacht! Aber ein Arzt, der lügt — Pfui Teufel! Pfui Teufel!«

VIII.

Im Monat März erschienen im Tageblatt, das von Anfang an für freie Aerztewahl eingetreten war, und das regelmässige Berichte über ähnliche Kämpfe im ganzen Reiche brachte, einige Eingesandt, worin sich »Einer für Viele« über die Behandlung der Kassenmitglieder beklagte. Es wurde hauptsächlich geklagt, dass man in den Sprechstunden zu lange warten müsse und es wurde verlangt, dass mehr Aerzte angestellt werden, um alle Mitglieder, wie es sich gehört, zu behandeln. Einer der Einsender, der sich offenherzig mit »Ein Unzufriedener« unterschrieb, erklärte, dass er den neuen Aerzten nicht dasselbe Vertrauen entgegenbringen könne, wie den alten, und zum Schluss verlangte er geradezu, dass einige der alten Aerzte mitverpflichtet werden sollten. Ueber diese kindlich naive Ansicht lächelte man allgemein, denn man wusste ja, dass die alten Aerzte eben nicht wollten. Die Eingesandt begannen Anfang April, grossen Eindruck zu machen, als aus der ver-

öffentlichten Kassenbilanz hervorging, dass die Ausgaben sehr gewachsen und der Reservefonds in Angriff genommen werden musste zur Deckung des Fehlbetrags, und aus der Unzufriedenheit entwickelte sich nach und nach eine ernstliche Erbitterung, als »Die Lipper« einzogen.

In der Stadt gab es nämlich einige zwanzig grössere Ziegeleien, in die jedes Frühjahr 6—800 Ziegelstreicher aus Lippe zuwanderten. Diese Lipper, von denen schon seit Jahren immer dieselben Leute den ganzen Sommer in der Stadt verbrachten, waren an die alten Aerzte gewöhnt, und da sie nicht wie die ortsangesessenen Arbeiter auf ihre Arbeitgeber besondere Rücksicht zu nehmen hatten, veranlassten sie Protestversammlungen, in denen sie heftig losschlugen über die schlechte Behandlung der erkrankten Arbeiter.

Es war erstaunlich, wie die bisher zum grössten Teil so sanft sich fügenden Kassenmitglieder durch das Beispiel dieser Ziegelstreicher Mut gewannen und ihre bisher verhaltene Unzufriedenheit offen zeigten. Es wurde in einer öffentlichen Versammlung eine Resolution angenommen, dass man bei der Behörde sich beschweren wolle, wenn nicht in naher Zeit den Kassenmitgliedern eine grössere Anzahl von Aerzten

zur Verfügung ständen und zwar solche, zu denen man unbedingtes Vertrauen haben könne.

Rendant Meier fasste nun, um den Beschwerden die Spitze abzubrechen, den verkehrtesten Entschluss, der möglich war. Er ordnete an, dass je einer der Kassenvorstände als Kontrolleur in den Wartezimmern der Kassenärzte feststellen solle, ob die Aerzte die Sprechstunden gewissenhaft abhielten und wie lange im Durchschnitt ein Patient warten müsse. Durch diese Massregel wurden die Aerzte noch erregter, als es die Mitglieder schon vorher gewesen.

Dr. Winkeleisen liess sich die Anwesenheit des Kontrolleurs im Wartezimmer ruhig gefallen, wurde aber im Vertrauen auf das Wohlwollen des Herrn Meier, auch nicht um eine Minute pünktlicher, da er für seine Unpünktlichkeit immer eine Beschäftigung im Interesse der Kassen vorzuschützen hatte; die beiden anderen Herren aber verboten den Kontrolleuren den Aufenthalt im Wartezimmer, sodass sie sich vor die Haustüre postieren mussten.

Da, als die Klagen der Versicherten über die geringe Zahl der Aerzte und die Erbitterung der Aerzte wegen der beleidigenden Kontrolle das Verhältnis unerquicklich, fast unerträglich gestaltet hatte, häufte

sich plötzlich die Arbeitslast des Dr. Nickelsberg in nicht mehr zu bewältigender Art, da in einer der Ziegeleien, die zu seinem Reviere gehörten, eine ruhrartige Erkrankung um sich griff. Zu allem Unglück wurde auch Dr. Nickelsberg selbst nach einigen Tagen von demselben Leiden befallen und fühlte sich gleich so schwach, dass er für einen Tag seine Tätigkeit ganz einstellen musste. Dr. Hasenfeld übernahm in seiner arbeitsfrohen Unermüdlichkeit die Versorgung der Patienten für seinen erkrankten Kollegen, war aber, da er keine Zeit zum Mittagessen gefunden und keine Minute Pause zur Erholung gehabt hatte, völlig erschöpft, als er nach neunstündiger unausgesetzter Arbeit um fünf Uhr nachmittags den letzten Patienten in der Sprechstunde abgefertigt hatte.

Da erschien der Ziegeleiarbeiter Jakob, der Schwiegersohn des Michael Roth, forderte ihn auf, seiner Frau, die das erste Kind erwartete, beizustehen und fügte hinzu, dass er schon bei Dr. Nickelsberg gewesen, dieser aber krankheitshalber die Hilfe abgelehnt habe. Dr. Hasenfeld bedauerte, dass auch er nicht kommen könne, da es ihm wegen allzugrosser Erschöpfung physisch unmöglich sei, eine derartige Hilfeleistung gerade jetzt zu übernehmen.

Jakob eilte deshalb zu Dr. Winkeleisen, welcher trotz der Kontrolle immer noch seine Sprechstunden ungeahndet ein bis eineinhalb Stunden zu spät eröffnete, sodass bei Jakobs Ankunft noch zwei Patienten im Wartezimmer sassen.

Dr. Winkeleisen verlangte zuerst die schriftliche Aufforderung der Hebamme, denn die Kassenvorstände hatten angeordnet, dass ohne schriftliche Aufforderung kein solcher Beistand von den Kassenärzten zu leisten sei.

»Eine schriftliche Bescheinigung konnte die Amme nicht geben,« sagte Jakob.

»Dann müssen Sie zurückgehen und sie holen.«

»Meine Frau liegt in Ohnmacht, die Amme kann sich keinen Augenblick von ihr entfernen und Tinte hab' ich auch nicht im Hause.«

»Das geht mich nichts an, ich gehe nicht mit.«

»Ach, lieber Herr Doktor, meine Frau stirbt.«

»Das geht mich nichts an, Sie sehen übrigens, dass ich hier noch Patienten zu versorgen habe.«

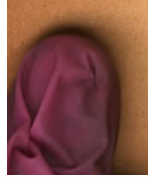
Der verzweifelte Jakob eilte nun zu dem in der Nähe wohnenden Dr. Lang und dieser ging, nachdem er den Bericht des Arbeiters angehört hatte, sofort mit.

Im Hause des Arbeiters angekommen, sah er, dass ein Fall vorlag, den er nicht allein übernehmen wollte, und schickte deshalb sofort zu Dr. Walter und bat um dessen Assistenz. Nachdem die beiden Aerzte einige Stunden angestrengt gearbeitet, war Mutter und Kind gerettet.

Für ihre Leistungen in diesem Notfalle liquidierten sie jeder 30 Mark bei der Kasse.

Jetzt hielt Rendant Meier die Zeit gekommen, sich an Dr. Hasenfeld zu rächen und Michael Roth, um dessen Tochter und Enkelkind es sich gehandelt hatte, war in blinder Wut gegen Dr. Lang und Dr. Hasenfeld bereit, ihn nach Kräften zu unterstützen, der Vorstand der Ortskrankenkasse wurde mobil gemacht und beschloss, Dr. Hasenfeld für die Belastung der Kasse haftbar zu machen.

Es wurde ihm deshalb eröffnet, dass Dr. Nickelsberg wegen Krankheit entschuldigt und Dr. Winkeleisen im Interesse der Kasse tätig gewesen, er aber könne durch seine *vorgeschützte*, körperliche Erschöpfung nicht als genügend entschuldigt gelten und habe der Kasse, für die durch seine Versagung der Hilfe entstandene Belastung von 60 Mark aufzukommen. Der Betrag werde bei der nächsten Gehaltsauszahlung in Abzug gebracht werden, ausser-



dem aber habe Dr. Hasenfeld das Kassenmitglied Jakob im Beisein der Kassenvorstandsmitglieder um Verzeihung zu bitten für sein herzloses, pflichtwidriges Betragen.

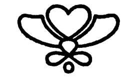
Dass dieser Ukas Dr. Hasenfeld empören musste, ist selbstverständlich, er erst öffnete den Kassenärzten völlig die Augen über die Niedrigkeit ihrer Stellung. Dr. Winkeleisen fühlte sich trotzdem nicht veranlasst dadurch, etwas gegen die Vorstände zu unternehmen, aber Dr. Nickelsberg erklärte sich mit seinem Kollegen Dr. Hasenfeld solidarisch und die beiden Herren sandten eine gemeinschaftliche Erklärung an den Vorstand, dass sie ihr Amt niederlegen würden, wenn nicht die beleidigende Verfügung binnen drei Tagen zurückgenommen werde.

Meier und Michael verstanden es, den Vorstand zur Aufrechterhaltung der Verfügung zu bereden in der Ansicht, dass sich die Aerzte nicht brotlos machen würden, und so geschah es denn, dass die beiden Herren wirklich ihre Tätigkeit für die Kassen einstellten.

Die Arbeiter hielten eine erregte Versammlung ab und schrieen die Kassenvorstände nieder, die sie mit Beschwichtigungsvorschlägen hinhalten wollten.

Die Arbeiter fassten den Beschluss, sofort ihre Beschwerde telegraphisch der Behörde zu übermitteln.

Die Behörde sandte dem Kassenvorstand umgehend die telegraphische Verfügung, innerhalb drei Tagen für ausreichende ärztliche Kräfte zu sorgen, andernfalls werde sie mit dem Verein der Aerzte direkt einen Vertrag abschliessen.



IX.

Es war ein sommerlicher Abend. Herr und Frau Kommerzienrat Rüdiger sassen im Freien in der mit Pfeifenstrauch umsponnenen Laube, Marie ging zwischen den ersten blühenden Rosenbeeten auf und ab.

Kein Ton störte die tiefe Stille der Abendruhe, die sich sanft über den schattigen Garten breitete, der mehr einem kleinen Parke als einem Garten glich. Die Fabriken alle in der Nähe ruhten, man hörte nicht mehr das Stampfen und Stossen der Maschinen, das Puffen und Zischen des Dampfes. In den Strassen kein Tritt, da die Villen der reichen Fabrikherren vom Verkehr der Strassen etwas entfernt waren, nur im hintern Teil des Gartens hörte man das Zirpen einer Cicade und von weitem das dumpfe Rauschen des Mühlbachs, der über das Stauwehr herabfiel.

Diese Sommerabende in der Laube waren gerade wie die Dämmerstündchen im Winter der gemüt-

lichen Aussprache zwischen den Eheleuten Rüdiger gewidmet. All den Aerger, den eine grosse Verwaltung, all die Unruhe, die der Betrieb eines umfangreichen Geschäfts mit sich bringt, schüttelte Kommerzienrat Rüdiger von sich ab, wenn er zur gemütlichen Aussprache mit seiner Familie sich abends zurückzog, da war er stets der heitere, gemütliche pater familias, jede Erinnerung an ärgerliche Vorgänge des Tages waren wie ausgelöscht, verschwunden. Um so auffälliger war es der Frau Kommerzienrat, dass ihr Mann heute Abend anstatt der gewohnten heitern Ruhe in jeder Bewegung Aufgeregtheit und Unruhe zeigte. Er zog manchmal mit einer puffenden Bewegung an seiner Zigarre, als ob eine Lokomotive in Bewegung gesetzt wird und nach einigen sinnenden Augenblicken, wobei er den Blick starr nach dem Blätterdach der Laube richtete, klopfte er mit den Knöcheln der rechten Hand unruhig auf den Tisch, als ob er nach einem Gedanken suchte oder als ob ein überraschender Gedanke ihm plötzlich in den Sinn gekommen sei.

»Was hast Du denn eigentlich nur heute Abend, Du bist so still und doch so unruhig,« fragte die Frau Kommerzienrat.

»Ich kann mich eben noch nicht beruhigen über den Beschluss, den wir heute Nachmittag notgedrungen fassen mussten.«

»Wie? Du meinst doch nicht wegen des Aerztestreiks?«

»Gerade wegen des Streiks. Durch die Entscheidung der Behörde waren wir so in die Klemme getrieben, dass uns nichts anderes übrig blieb als nachzugeben, der Kampf ist aus und wir sind die Blamierten, am meisten bin ich blossgestellt, weil ich die Führung hatte und alle sich auf mich verliessen.«

»Wenn Du Dir nur im Innern nichts vorzuwerfen hast. Das ist die Hauptsache, meine ich. Du hälst doch den Standpunkt, den Du beim Beginn des Kampfes eingenommen, nicht für falsch?«

»Nein, ich halte auch heute noch es für mein gutes Recht, in meinem Betriebe ganz nach meiner Ueberzeugung, unbeschränkt durch den Willen Anderer verfügen zu können, aber mich ekelts vor den Kampfgenossen. Den Kampf würde ich nicht scheuen, doch will ich nicht gemeinsame Sache machen mit den Leuten, die im Kampfe schlechte Mittel zur Erreichung unedler Ziele anwenden.«

»Wie meinst Du das?«

»Ich hörte heute von Herrn Baumann, dass Rendant Meier den Kampf mit persönlicher Gehässigkeit geführt hat, ohne Rücksicht darauf, ob die Kassenärzte pflichtgetreu oder pflichtwidrig gehandelt haben. Ihm kam es nur darauf an, seinen Verwandten Lorenz auf Kosten der Kassen zu ernähren und sich persönlich eine Stellung zu geben, die ihm nicht zukommt. Er hat in seiner Eitelkeit und schnöden Habsucht den Aerzten Zumutungen gestellt, die sie in ihrer Ehre kränken mussten. Wenn es Verwaltungen gibt, wo ungebildete Leute so mit studierten Männern verfahren, da begreif ich's, dass die Aerzte sich frei machen wollen, koste es, was es wolle.«

»Was hat er denn den Aerzten getan?«

»Er hat nicht nur wie früher schon die bei der Ortskrankenkasse angestellten Aerzte durch Anmassung und Grobheit beleidigt, er hat auch Spione und offene Kontrolleure in ihre Wartezimmer gestellt, und was mich am meisten empört, er hat sogar den Michel veranlasst, auch im Namen unserer Kasse ohne Auftrag Dr. Hasenfeld zu drohen, dass ihm Gehaltsabzüge gemacht werden, wenn er teuere Arzneien, besonders Heilserum verschreibe.«

»Unser Micha-e-e-hl hat so etwas sich erlaubt?«

»Unser Michel hat's getan, auf Anstiften Meiers, doch wird er es nicht wieder tun.«

»Du willst den Mann, der so lang im Hause ist, doch nicht wegjagen und brotlos machen auf seine alten Tage?«

»Das nicht, ich habe ihn aber schon heute Nachmittag, als ich die Sache gehört, vernommen, und er hat mir weinend alles gestanden. Ich habe ihn gezwungen, sofort alle seine Ehrenämter in den Kassen und Vereinen, auf die er so stolz war, niederzulegen und sich von jetzt ab darauf zu beschränken, nichts weiter als unser Diener zu sein. Das soll seine Strafe sein.«

»Und sind die anderen Fabrikherren einig mit Dir, den Kampf aufzugeben?«

»Sie können doch unmöglich in drei Tagen neue Aerzte beschaffen und deshalb haben sie sich von mir überzeugen lassen, das zu tun, was ganz allein noch unsere Ehre retten kann.«

»Was ist das?«

»Wir wollen selbst mit dem Verein der Aerzte einen Vertrag auf Grund der freien Aerztewahl abschliessen, ehe die Behörde über unsere Köpfe hinweg dasselbe tut.«

»Wird aber Dr. Lang dazu bereit sein?«

»Warum denn nicht? Ich habe den Abschluss gegen geringere Bezahlung als Kaufmann vom rein materiellen Standpunkt aus angestrebt, wie ich auch meine Beamten und Arbeiter so billig als möglich zu bekommen suche; geht es nicht, so zahle ich mehr.«

»Wenn es nur eine Geldfrage ist, können wir ja mit Ehren den Kampf aufgeben, unsere Verhältnisse erlauben es uns doch, Noblesse zu zeigen, die Hauptsache ist doch, dass Du in der Sache selbst Recht hattest und auch heute noch der gleichen Ansicht bist wie vor dem Streik.«

Kommerzienrat Rüdiger trommelte mit den Fingern erregt auf dem Tisch und rückte mit einiger Verlegenheit unruhig hin und her.

»Offen gesagt, liebe Frau, wenn ich auch nach aussen meine verpfändete Ehre gerettet habe, im Innern bin ich nicht ganz ruhig, weil ich nicht mehr mit so ruhigem Gewissen mir sagen kann, dass mein Vorgehen ein ganz richtiges war.«

»Du sagtest doch vorhin selbst noch, dass Du auch heute noch der Ansicht wärest, ganz im Rechte gewesen zu sein und dass Du es auch heute noch als Dein Recht ansähest, in Deinem Betriebe unbeeinflusst und frei zu verfügen.«

»Ja, ja, ja, so ist's. Wenn ich mir die Sache auch noch so oft überlege, muss ich mir sagen, von meinem Standpunkt als Kaufmann hatte ich Recht, es auf den Streik ankommen zu lassen und vom Standpunkt der Ehre tat ich recht, dass ich mich von meinen unnobeln Mitkämpfern trennte und den Streik als verloren aufgab, ohne den Versuch gemacht zu haben, ob nicht doch andere Aerzte beschafft werden konnten und ich tat recht, dass ich auf nichts sah als die äussere Ehre zu retten; aber Dir kann ich es ja sagen, ich fühle mich im Innern beunruhigt, weil ich im Innern nicht mehr so von meinem Recht überzeugt bin. Nachdem ich ruhiger geworden bin, muss ich den Standpunkt der Aerzte als berechtigt anerkennen.«

»Wie meinst Du das? Du gibst den Aerzten Recht, dass sie streikten?«

»Liebe Frau, Du machst mich ganz nervös, wenn Du mich mit solchen Fragen ganz einfach vor die Notwendigkeit stellst, zu sagen: Ich hatte Unrecht und die Aerzte hatten Recht.«

»Sprechen wir dann lieber nicht mehr davon.«

»Nein, nein, sprich nur davon, ich habe doch keine Ruhe, bis ich mir das von der Seele geredet habe, was mich in den letzten Tagen drückte.«

»Ei, Wilhelm, Du nimmst alles so schwer.«

»Schwer? Zum Teufel auch, ich hatte von jeher das Bestreben, gerecht zu sein, selbst dann, wenn ich meinen Vorteil so viel als möglich wahrnahm und nun muss ich mir sagen, ich habe einen Kampf aufgenommen, der nicht nur nach der Ansicht der Regierung von Anfang an aussichtslos, sondern auch ungerecht war und in den Augen der hiesigen Aerzte stehe ich da wie ein rücksichtsloser Gewaltsmensch, der sich um eines materiellen Vorteils willen auch einer bewussten Ungerechtigkeit schuldig macht.«

»Ei, das wird doch von Dir niemand glauben.«

»Doch, doch, Dr. Lang muss es glauben, er hatte mir alles so klar bewiesen.«

»Was liegt Dir an Dr. Lang und seiner Meinung, er existiert doch für uns nicht mehr, nachdem er sich so feindlich gegen uns gestellt.«

»Gerade an Dr. Langs Meinung liegt mir sehr viel, weil er mir vor dem Streik nachgewiesen hatte, dass die Aerzte zum Streik berechtigt und gezwungen waren.«

»Du hast nun nachgegeben und damit ist die Schwierigkeit gelöst.«

»Für mich nicht, ich habe nachgegeben, weil ich durch rein äusserliche Ereignisse, die nicht in meiner Macht lagen, besiegt war, deshalb verhehle ich mir

aber nicht, dass der Streik auch aus innern Gründen zu unsern Ungunsten ausfallen musste, weil die Forderungen der Aerzte vernünftig, berechtigt und mässig waren, das ist es, warum ich mich über mich selbst ärgere, in den Augen aller bin ich der blamierte Europäer.«

»Wieso mussten die Aerzte siegen, wenn Dr. Hasenfeld und Dr. Nickelsberg auch nicht ihre Tätigkeit eingestellt hätten?«

»Das musste kommen, wenn nicht jetzt, dann bei einer andern Gelegenheit. Die gewissenhaften Aerzte werden von den Faullenzern und Simulanten gemieden und die leichtfertigen à la Winkeleisen sind beliebt bei den Simulanten und durch ihre Kriecherei auch bei den Vorständen, obgleich sie die Kassen mit Krankengeldern am schwersten belasten. Wenn sie nur den Vorständen schmeicheln, dass deren Eitelkeit befriedigt ist!«

»Kann man denn solche Aerzte nicht entlassen?«

»Das ist ja gerade das Unglück, die schlechten bleiben den Kassen auf dem Halse und sind nur durch unerschwingliche Geldopfer loszuwerden, das hat mir Dr. Lang vorhergesagt und ich habe noch bei ihm geprahlt. Hätten wir drei Aerzte vom Charakter des Dr. Winkeleisen bekommen, daran darf ich gar nicht

denken. Bei der freien Aerztewahl kann ich einen gewissenlosen Arzt einfach übergehen, aber ist er Kassenarzt, dann bin ich an ihn gebunden, m u s s ihn nehmen und bin verraten und verkauft. Du weisst ja, wie es uns ergangen ist bei dem letzten Unfall in der Fabrik.«

»Ei, es ist ja nun alles entschieden und da wäre es wohl am besten, wenn Du die Sache mit Ruhe hinnähmest, Du hast doch, wenn Du Dich über die Geldfrage hinweggesetzt hast, weiter keinen Nachteil davon, als dass Du keinen Einfluss mehr darauf hast, welchen Arzt die Kassenmitglieder nehmen.«

»Das muss ich verschmerzen, und das kann ich leichter als mancher andere. Ich darf mir selber schmeicheln, dass ich noch nie die Ehre eines Beamten oder Arbeiters angetastet habe. Der Herr wollte ich sein, aber ein gerechter, drum mache ich keine Gemeinschaft mehr mit Leuten, die den Aerzten Dinge zumuteten, welche sie als Ehrenmänner sich nicht bieten lassen durften.«

»Und wollt Ihr nun mit den Aerzten verhandeln?«

»Ich habe den Auftrag übernommen und habe Herrn Dr. Lang heute Nachmittag schon geschrieben, dass ich es ihm freistelle, ob er in mein Bureau kommen, oder ob er mir eine Zeit bestimmen will,

wann ich ihn in seinem Hause treffen kann. Die Antwort werde ich wohl schon morgen früh erhalten . .«

»Ich wollte, es wäre schon vorbei mit all diesen Verhandlungen, damit Du wieder ruhig wirst; der ganze Frieden ist ja hin seit den letzten Tagen.«

»Hoffentlich ist Dr. Lang entgegenkommend, damit ich wenigstens nicht neuen Aerger bekomme, nachdem ich doch den Auftrag übernommen habe, mit dem Aerzteverein einen Vertrag zu schliessen. Ich habe jetzt gerade genug von der Geschichte.«

»Ach, lass uns von etwas anderem reden.«

»Mir ist es recht.«

»Ich hatte heute auch schon viel Aerger und Aufregung.«

»Du auch, warum denn?«

»Ich hatte heute mit Marie eine ärgerliche Auseinandersetzung,« sagte die Frau Kommerzienrat.

»Wieso?«

»Ich habe da einen Brief von Leutnant von Flink bekommen, worin er um die Hand Maries anhält, sie sagte mir aber, als ich ihr den Brief zu lesen gab, ganz kurz und entschieden: Den nehme ich nicht. Ich drängte sie, mir einen Grund für ihre Weigerung

anzugeben, doch war kein Wort in dieser Hinsicht aus ihr herauszubringen.«

»Zwingen werde ich Marie nicht, ich lasse ihrem Herzen die freie Bestimmung über ihre Hand.«

»Ich meine auch nicht, dass Du sie zwingen solltest, doch könntest Du ihr ernstliche Vorstellungen machen, denn mir ist der Herr von Flink sehr sympathisch und ich weiss, dass auch Du auf ihn grosse Stücke hältst. Er ist ein sehr netter Herr, ein liebenswürdiger Charakter und auch von feiner Familie. Es kann uns doch nur angenehm sein, mit all den hohen Familien verwandt zu werden.«

»Das kann mich nicht bestimmen, wir sind, das hat der Kreisrat selbst gesagt, die ersten Bürger in der Provinz, und das ist mir lieber als der Letzte in der hochadligen Familie derer von Flink zu sein. Es würde mich bis ins Innerste kränken, wenn jemals einer der hochadligen Verwandten sich der Verbindung mit mir schämen oder sie bei jemand verlegen entschuldigen würde.«

»Das ist wohl ausgeschlossen, die ganze Familie kennt uns und ist doch nett zu uns.«

»Nein, nein, ich bin im Prinzip nicht für einen adligen Schwiegersohn. Der Erste bin ich und will ich bleiben in meinen Kreisen.«

»Warum lädst Du Dir denn da seit Jahren schon die adligen Herren und die Offiziere ein?«

»Jagen will ich und zechen und verkehren mit ihnen, da bin ich ihresgleichen und kann sogar durch meine splendide Gastfreundschaft ihnen noch imponieren. Die Ausgaben brauche ich nicht zu scheuen und kann es noch vielen von den hohen Herren zuvortun.«

»Das tut mir leid, dass Du so bürgerlich denkst, es war immer mein Ideal, durch unseren Reichtum auch in hohe Verwandtschaften zu kommen.«

»Es tut mir leid, wenn ich Dir da ein Ideal zerstöre, doch muss ich Dir noch ein Bekenntnis machen, dessen ich mich fast schäme.«

»Was ist denn das?«

»Bei mir hat auch ein Mann um Mariens Hand angehalten, aber schon vor einem halben Jahre und ich habe ihm gesagt, dass von meiner Seite nichts entgegenstände.«

»So? Und Du hast mir nie davon gesprochen?«

»Das ist's ja, warum ich sagte, dass ich mich meines Bekenntnisses schämen müsse.«

»Was veranlasste Dich denn, mir die Sache zu verheimlichen?«

»Es war gleich danach etwas dazwischen gekommen, was eine Beratung darüber ausschloss, doch hat er, wenn Marie ihm gut sein kann, das Vorrecht und wir können dem Herrn Leutnant eine Absage erteilen, ohne ihn und seine Familie zu beleidigen, wenn wir ihm erklären, dass es uns eine Ehre gewesen wäre, und dass wir bedauern müssten, weil Marie sich schon vor einem halben Jahr gebunden habe.«

»Wer ist denn der Mann?«

»Das ist Dr. Lang. Ich sprach nicht mit Dir darüber, weil es gerade an dem Tage war, als der Kampf mit den Kassen anfing und weil Dr. Lang sich mir als Gegner gegenüber befand.«

»Nun, Dr. Lang kann doch jetzt nicht mehr in Betracht kommen.«

»Warum nicht? Ich weiss auch den Gegner zu schätzen und meine Achtung vor Dr. Lang ist durch den Kampf eher gestiegen als gefallen.«

»Wie? Du willst Dr. Lang wieder als Arzt für unsere Familie nehmen? Ist das Dein Ernst?«

»Gewiss, wenn er es annimmt.«

»Und willst Du ihn auch als Schwiegersohn einsetzen?«

»Auch das, wenn er den Antrag wiederholt und Marie noch will.«

»Noch? Was soll das heissen?«

»Beim ersten Anfang erklärte er mir, dass er mit Mariens Einwilligung den Antrag stelle.«

»Ei, das ist ja wieder etwas ganz neues, das Du mir auch nicht gesagt hast, da werde ich doch gleich mit Marie selbst sprechen.«

»Tue das.«

Die Frau Kommerzienrat ging weg und kehrte schon nach kurzer Zeit zurück.

»Nun?« fragte der Kommerzienrat.

»Sie hat mir keine Antwort gegeben, doch als ich sie fragte, ob sie Dr. Lang denn wirklich liebe, fiel sie mir weinend um den Hals und küsste mich.«

»Das ist mir genug.«

An diesem Abend wurde das gleiche Thema auch in dem Hause des Dr. Lang besprochen. Es war schon lange nach zehn Uhr, als Dr. Lang von einer Besprechung zurückkehrte, die im gewöhnlichen Versammlungsraum des ärztlichen Vereins stattgefunden.

Die Frau Amtsrichter war schon den ganzen Nachmittag in fieberhafter Aufregung gewesen, da ihr Sohn sich durchaus auf keine Unterhaltung mit ihr einliess über die Frage, welche die ganze Stadt beschäftigte. Alle ihre Versuche, mit ihm darüber in ein Gespräch zu kommen, prallten an ihm ab.

»Ich bedauere, liebe Mutter, darüber kann ich mit Dir nicht sprechen, das ist Amtsgeheimnis. Dass die Kassen uns kommen mussten, wussten wir schon seit heute Morgen und der Herr Kommerzienrat ist ja heute Nachmittag uns schon näher getreten, aber entscheiden wird die Vereinigung der Aerzte; sagen darf ich Dir darüber vorerst nichts.«

Was lag der Frau Amtsrichter an der geschäftlichen Seite der ganze Sache! Dass das Einkommen ihres Sohnes sich kaum vermindert hatte, das hatte sie ja in den letzten sechs Monaten erfahren. Ihre ursprüngliche Angst um die materielle Seite der Frage hatte sie längst als unnötig erkannt. Ihr war es ja aber auch bekannt, dass ihr Sohn vor dem Streik sich mit einer süssen Hoffnung getragen, die durch den Kampf und Streit vereitelt, wie sie hoffte, nur verzögert worden. Sollte sie noch die Freude erleben, ihren Sohn . . . . Da kam er ja eben nach Hause! Nein, sie wollte ihn unter keinen Umständen nochmals fragen.

»Mutter,« fing er unerwarteter Weise von selbst an, »jetzt kann ich Dir sagen, was wir beschlossen haben, ich gehe morgen zum Herrn Kommerzienrat, um einen Vertrag mit ihm zu schliessen. Wir wollen nicht einmal unsere jetzige günstige Position aus-

nützen, sondern kommen den Kassen so weit entgegen, dass wir anstatt der zuerst aufgestellten Tarife zwei Uebergangsstadien von je sechs Monaten anbieten, so dass erst nach einem Jahre die vollen neuen Taxen zu zahlen sind.«

»Das finde ich billig denkend und nobel, aber dass Ihr nötig hattet, so lange über eine solche Frage zu beraten, das wundert mich.«

»Die längste Zeit nahm auch die Frage über eine Formalität in Anspruch, über das materielle waren wir sehr rasch einig.«

»Welche Formalität?«

»Der Herr Kommerzienrat hatte uns die Wahl gestellt, ob ich zu ihm oder er zu mir kommen sollte.«

»Und was habt Ihr beschlossen?«

»Ich gehe zu ihm.«

»Bravo! das freut mich. Der Herr Kommerzienrat ist doch trotz aller seiner Eckigkeit und aller scharfen Kanten in seinem Charakter von Herzen ein guter Mensch, offen, gerade und ehrlich.«

»Das hat uns auch veranlasst, ihm den gewiss sauern Gang zu ersparen und ihm so weit als möglich entgegenzukommen, obgleich ich erst anderer Ansicht war.«

»Ich denke, ich habe wenigstens im stillen gehofft, dass mit dem Aufhören des Kampfes auch wieder die frühere engere Verbindung sich anknüpfen und die Hoffnungen auf Glück und Freude sich verwirklichen würden.«

»Nein, liebe Mutter, das glaube und hoffe ich nicht. Wohl ist der Herr Kommerzienrat ein edeldenkender Mann, aber doch auch ein Mann, der von der Wichtigkeit seiner Person so überzeugt ist, dass er es mir nie verzeihen wird, vor der Oeffentlichkeit von mir, von uns besiegt worden zu sein. Gerade deshalb habe ich am meisten das Bestreben gehabt, trotz meiner Achtung vor ihm, dem Herrn Kommerzienrat am wenigsten entgegenzukommen, ich will nicht einmal den Verdacht wecken, als sei mein Tun von selbstsüchtiger Hoffnung auf persönlichen Vorteil bestimmt. Als Arzt bin ich mit beflissener Offensichtlichkeit aus der Familie Rüdiger verbannt worden und ich vermeide deshalb alles, um nicht glauben zu machen, ich wollte mich aus niedriger Erwerbswut wieder aufdrängen oder nur in Erinnerung bringen. Vorbei. Die Kollegen haben beschlossen, dass ich zum Herrn Kommerzienrat gehen soll und ich kann weder sagen, dass ich das gern tue, noch dass es mir widerstrebt, es ist mir so gleichgültig,

als ob wir uns an irgend einem dritten Orte träfen. Meine Kollegen haben Wert darauf gelegt, zu zeigen, dass uns Aerzten jede gehässige Gesinnung fern liegt, und dass wir persönlich gerade so entgegenkommend sein wollen, wie wir es durch Bewilligung von Uebergangsstadien der Taxen in materieller Hinsicht gegen die Kassen sind. Ich gehe also zum Herrn Kommerzienrat nur als Vertreter des Vereins, ein persönliches Gefühl empfinde ich nicht, im Gegenteil, es kommt mir vor, als wenn gerade ich am wenigsten bei der Sache beteiligt bin.«

»Ach,« seufzte die Frau Amtsrichter, »ich hatte mich in so süsse Hoffnungen gewiegt wegen Marie.«

Dr. Lang stiess ein gezwungenes, verlegenes ha! ha! ha! heraus, aber plötzlich wurden seine Züge von wehmütigem Ernst überzogen.

»Nein, liebe Mutter, diese Hoffnungen wollen wir für immer begraben. Es wundert mich, dass Du mit Deiner Lebenserfahrung so unlogisch denkst. Der Herr Kommerzienrat wird mir nie verzeihen und mir nie wieder von ganzer Seele näher kommen, das habe ich damals bei unserer Unterredung gemerkt, die uns für immer trennte. Diese, ach, so schöne Hoffnung habe ich für immer begraben. Ich werde jeden Schritt vermeiden, der mich in den Verdacht

bringen könnte, als ob ich ein Mitgiftjäger wäre, denn bei meiner Ansicht in dieser Sache, und bei dem Gefühl der Aussichtslosigkeit, das mich beherrscht, würde jeder Schritt, den ich zur Wiederannäherung tue, wie eine gemeine Schmarotzerei und wie eine Jagd nach der reichen Partie erscheinen.«

»Armer Ernst, Du tust mir weh.«

»Lass uns nicht mehr davon sprechen, liebe Mutter; gute Nacht.«

Am andern Morgen war um zehn Uhr, als kaum die Sprechstunde geschlossen war, Dr. Lang im Bureau des Kommerzienrats. Da die von den Aerzten verlangten Sätze von 5 Mark und 15 Mark mit Rücksicht auf die freiwillig angebotenen Uebergangsstadien einfach und glatt bewilligt wurden, war man über das Extrahonorar für Nachtbesuche und Operationen bald einig, ebenso über die nötig werdende Abfindung des Dr. Winkeleisen, welche Dr. Lang mit Hilfe des Aerzteverbandes zu regeln versprach.

Dr. Lang wollte sich entfernen.

»Bitte Herr Doktor, ich habe noch etwas mit Ihnen zu besprechen,« sagte der Kommerzienrat, »nehmen Sie wieder Platz. Ich bitte Sie, von heute an wieder der Arzt meiner Familie zu sein.«

Dr. Lang machte ein sehr überraschtes Gesicht, aber diese Anerkennung als Arzt gewährte ihm doch eine sichtliche Befriedigung; er streckte dem Herrn Kommerzienrat freudig bewegt die Hand hin:

»Herr Kommerzienrat — —«

»Bitte, Herr Doktor, ich habe noch eine zweite Frage an Sie zu richten. Ich habe Ihnen vor einem halben Jahre versprochen, Ihnen gleich Bescheid zu geben, wenn Ihrem damals geäusserten Wunsche nichts mehr entgegenstände, das ist der Fall. Der Kampf ist aus, Sie sind der Sieger, der Besiegte zahlt die Kosten.«

»Herr Kommerzienrat —«, sagte Dr. Lang erbleichend.

»Ich frage Sie, haben Sie heute noch denselben Wunsch?«

»Ich danke Ihnen, Herr Kommerzienrat,« erwiderte Dr. Lang mit bewegter Stimme und dessen Hand ergreifend, fuhr er fort: »Sie werden mich glücklich machen, wenn ich Sie Vater nennen darf.«

Der Kommerzienrat zog rasch seine Hand zurück und seine Rührung niederkämpfend klopfte er Dr. Lang auf die Schulter.

»Das darfst Du nicht, zum Teufel! nein, das darfst Du nicht, mein Sohn. Bei mir wird nicht

Halali geblasen bis der Hirsch gefällt ist. Wer weiss? Marie ist ein Frauenzimmer, vielleicht hat sie ihren Sinn geändert.«

»Herr Kommerzienrat — —«, rief Dr. Lang verlegen.

»Mein lieber Sohn, willst Du Deine Besuche einmal eine halbe Stunde später machen, dann komm jetzt mit mir hinüber in die Villa, wir können ja einmal gleich die Probe machen.«




Der Aerztestreik. Roman aus dem1906
Countway Library BFR1567
3 2044 046 345 856